

Berliner Tageblatt.

Nummer 576.

Berlin, Montag, den 12. November 1894.

XXIII. Jahrgang.

Politische Wochenschau.

von Arthur Levysohn.

So lange Graf Caprivi am Ruder war, konnte eine gewisse Presse nicht genug im Klageweiberton von der angeblichen Noth- und Steuerlosigkeit der Regierung im Reich und in Preußen erzählen. Wie der Reichstag nach frischem Wasser, so schien die Wortführer dieser melancholischen Fronde nach einem Manne, der dem politischen Leben des Vaterlandes als unverbrüchlicher Führer und Leiter dienen könnte, der in Stande sei, dem Gang der vaterländischen Ereignisse den eigenen Stempel seines Geistes aufzudrücken, und was dergleichen schöne und köstliche Dinge mehr waren. Zu diesen desiderata gehörte ferner eine bislang schmerzlich vermehrte Homogenität und Solidarität unserer Ministerien im Reich wie in Preußen — kurz und gut mit dem Sturze des früheren Reichstanzlers sollte uns das politische Himmelreich auf Erden beschert werden.

Leider Gottes nicht die rauhe Wirklichkeit, die sich inzwischen eingestellt hat, in erbaumungswürdiger Weise von diesen Engländern schöner Seelen ab. Fast möchte man in Versuchung gerathen, die Figur des seligen Diogenes wieder aufleben zu lassen; der mit der Latene ausging, um Menschen zu suchen, so schwer scheint es nachgerade geworden, Menschen zu finden, die geneigt wären, preussische Ministerposten anzunehmen. Das waren früher einmal viel begehrte Stellen, deren Erlangung des Schwelgers der Ehlen für werth gehalten wurde. Aber wenn man jetzt den umlaufenden Gerüchten Glauben schenken darf, so werden preussische Postenstellen beinahe wie saurer Bier ausgeben, und die Zahl derjenigen, welche die Würden und Würden, die mit einem Ministerplatz verbunden bleiben, nicht annehmen wollen, ist viel größer, als die Ziffer der ersüchtigen Bewerber um einen Esel im Konseil dieser Berater der preussischen Krone.

So ist man zur Stunde noch ohne einen ernannten Vertreter für das Justizportfeuille, dessen bisheriger Inhaber schon die Wohnung räumt, die sein unbefangener Nachfolger beziehen soll. Ähnliches begab sich im Ministerium für Landwirtschaft, das seinen erst seinen im Reichstange antwortlich verknüpften Titular erhielt. Nach dem man dazu, daß außer diesen beiden Mitgliedern des Ministerraths noch andere eine ähnlich erfüllte Position zeigen und daß in der verschiedenen Organen der Tagespresse bald dieser bald jener hochgeachtete Beamte als „entlassungsfähig“ hingestellt wird, so gehen wir augenscheinlich einer großen Stiefzeit in obersten Verwaltungspersonale. Für Leute, die durch vollenrothe Willenkläuser in die Zukunft sehen, erschaffen unsere inneren Verhältnisse zweifellos in jener Konfolidierung, welche angeblich in den hinter uns liegenden Tagen des Grafen Caprivi so peinlich entbehrt worden ist. Wahrscheinlich, der alte Kaiser hatte Recht: Es ist noch immer schwer, keine Satire zu schreiben.

Inzwischen aber bereitet der neue Reichstanzler die süddeutschen Höfe, um sich persönlich vorzustellen, mit den leitenden Staatsmännern Fühlung zu nehmen und so konstatieren, daß Baden es für geboten erachtet hat, gerade jetzt eine der alten Ueberlieferungen aus den Zeiten des verstorbenen Bundeskanzlers wieder aufzunehmen und aufs Neue einen eigenen Gesandten in München und Stuttgart zu beurlauben. Wenn das am grünen Holze in Baden geschieht, das bislang über jeden Verdadit partikularistischer Strebungen erhaben war, was soll man da von gewissen Strömungen in Bayern erwarten, deren Wortliebe für die Reichseinheit manchem Beobachter noch immer recht problematisch erscheinen ist?

Zu allem kommt die nothgedrungen angeordnete Verschiebung der Reichstagsversammlung um volle drei Wochen, ein Ereignis, das den 10. viel citierten Alibi zum Lächer macht. Die kommende Tagung der Volkswirtschaft wird trotzdem schon ihre recht beachtlichen Schattensideen haben und nur die Agrarier und Konservativen freuen sich der ihnen also gewordenen Frist, um ihre Wünsche und Forderungen auch bei der neuen Reichsregierung mit allem Nachdruck anzumelden. Die von hohen Erwartungen geschwellte Brust der agrarischen und Kreuzzeitungs-Politiker weiß sich vor Wonne kaum zu fassen, während die Repräsentanten der national-liberalen Partei in der Tagespresse bedrückt sind, in der Hoffnung, „Alles zum Besten zu kehren“, jeden Wettbewerber weit hinter sich zu lassen. Der Umsturz in der Regierungswelt findet also vielfach wohlwollende Beurtheiler, indes der Kampf gegen die Umsturzparteien im Volke noch immer des juristischen Leitfadens entbehrt, mit dessen Hilfe er geführt werden soll.

Wenn so die inneren Verhältnisse nur Demen behaglich erscheinen, welche ihr Patent als unverwundliche Optimisten aufzuweisen haben, sind auch unsere Beziehungen zum Auslande seit dem Kaiserwechsel, trotz der persönlichen Beliebtheit des Fürsten Hohenlohe bei den meisten Höfen, um nichts günstiger geworden. Im Gegentheil, es scheint sogar, daß Frankreich durch seine vorzüglichen Leistungen im Wetttrauen uns bereits um die Sympathien des neuen Zaren gebracht hat. Es liegen verschiedene Anzeichen vor, daß Nikolaus II. den anfänglich das Gefühl der Würdigkeit gegenüber den rivalitäten Deutschlands und Frankreichs beherrschend haben sollte, nunmehr sein Geheimnis aus seiner Wortliebe für die Republik macht, eine Wortliebe, die sich allerdings schwerlich zugleich auf die sonstigen kaiserlichen Einrichtungen dieses Staatswesens ausdehnt.

Unsern ist man in Russland zur Zeit noch fast ausschließlich mit Tramerkundgebungen und mit der Organisation von Tramer-Ceremonien beschäftigt, so daß man im Ernst sich schwerlich schon mit internationalen Fragen beschäftigt hat. Der Lebertritt der Prinzessin Alix von Hessen, der nur eine vollkommene Thatsache ist, wird von unserer orthodoxen Presse als eine Auffrischung des Grundgesetzes Heinrich IV. betrachtet: „Paris vaut bien une messe“ — eine offensbare Verkümmung der hohen Frau, die zweifellos, ebenso wie einst Prinzess Charlotte von Preußen, den Protestantismus aus reinster Ueberzeugung mit der russisch-orthodoxen Kirche vertauscht.

Es ist nicht anzunehmen, daß in diesen Tagen des Kampfes für Sittlichkeit und Ordnung von hoher Stelle ein Beispiel gegeben werden könnte, aus dem zu schließen wäre, daß die Befennnisfrage heute noch so leichtfertig angefaßt würde, wie in den Zeiten des vierten bourbonischen Reichs. Der Jugendum der protestantischen Orthodoxie angehörendes dieses Glaubenswechsels aus Ueberzeugung ist, bei ihrer sprichwörtlichen Unabwieslichkeit, daher durchaus begreiflich.

Eine französische, also katholische Prinzessin, eine Tochter des Hauses Orleans, soll, als ihr neuerlich der Antrag wurde, Mitglied der Zarenfamilie zu werden, die Ueberzeugung von der größeren Wohltätigkeit der russisch-orthodoxen Kirche nicht haben gewinnen können. Auch ein Symptom, daß die Tage des „Henri quatre“ vorüber sind. Eine Frage, in denen der Bauer jeden Sonntag nach dem Abschied des Königs ein Fuß in die Erde haben sollte, scheinen überhaupt unüberwindlich dahin. Auch die Republik hat jenseits der Alpen diese schöne Erinnerung an entschuldende Zeiten der Monarchie nicht wieder aufzurufen vermocht. Das ist allerdings bei der heillosen Finanzwirtschaft der dritten Republik und bei der Schutzpolitik, der sie sich verschrieben, kein besonderes Wunder. Die Franzosen aber verstehen noch immer die Kunst, sich durch hochtönende Phrasen über die Gebrechen der Zeiten hinwegzutäuschen. So gehen sie denn auch mit patriotischem Ueberdruß der neuen überseeischen Expedition mit, die Hovas in Madagascar entgegen, die nunmehr umgänglich geworden scheint. Die Opfer an Gut und Blut, die dieser Feldzug erfordern wird, lassen sich noch nicht berechnen — aber es giebt eine Rechenart, die in der französischen Kammer oder in der Regierung, die im Stande wäre, die Frage zu bejahen, ob der Einsatz wohl dem Gewinne zu entsprechen vermag.

Da wissen die Yantees anders mit dem Rechenzettel Bescheid. Die merkantile, industrielle und Verkehrswelt, von der die Union seit Jahresfrist heimgejagt wurde, ist von ihnen ohne Weiteres dem demokratischen Regierungssystem beigegeben worden, das die Schutzhülle abgestreift und auf die künftige Silberpreisbildung in verzichteten im Begriff stand. Die alte Mehrheit, die vor vier Jahren in so überwältigender Weise die republikanische Partei hinweggejagt hatte, sieht sich jetzt der Umkehr der demokratischen Regierung anlegen sein und „hüthig mit Donnergepolter“ ging die demokratische Mehrheit des Kongresses den Weg aller Gleiches. Man muß sich — denn nun das hat für Europa Interesse — auf ein Wiedererleben der Schutzförmung jenseits des Ozeans gefaßt machen, und unsere Silberwährungsämter, die schon einst nicht republikanisch gefimmt waren, begrüssen den Sieg der amerikanischen Republikaner mit unvorhöflicher Gemüthung.

Ein Beitrag zur Charakteristik des Zaren Nikolaus II.

(Von einem gelegentlichen Korrespondenten.)

Im Vordergrund des öffentlichen Interesses steht heute naturgemäß der Nachfolger Alexanders III., und die Tageszeitungen aller Länder und aller Schattierungen bemühen sich, möglichst viel über dieses „noch unbeschriebene weiße Blatt“, d. h. auf gut deutsch — den Zaren Nikolaus II., ihren Leser vorzuführen. Es lassen sich auf diesem Wege recht sensationelle und hüthig zu lesende Artikel zu Stande bringen, aber für die Erkenntnis des Charakters des nunmehrigen Selbstherrschers wird dadurch absolut Nichts gewonnen. Nicht Fabulieren und Muthmaßungen à la Blowitz verhilft uns zu solcher Erkenntnis, sondern nur das genaue Studium all der Vorgänge, in denen der junge Zar eine ausgleichende Rolle spielt. Je intimer diese Vorgänge sind, je weniger sie dazu präpariert sind, offiziell bekannt gegeben zu werden, desto mehr gewinnen dieselben an Bedeutung für den ersten Politiker, und so dürfen auch die nachfolgenden Zeilen, welche einige Details über die ersten Schritte des neuen Selbstherrschers bringen, Interesse erregen.

Versehen wir uns auf einen Augenblick in das Sterbezimmer Alexanders III. Die Kaiserin hat ihren Arm um die Schulter des bei vollem Bewußtsein schwer mit dem Tode ringenden Zaren geschlungen, zu beiden Seiten die erkaltenden Hände des Sterbenden festhaltend, stehen der Thronfolger und Prinzessin Alix. Mitten in seinem Leiden spricht der Zar den dringenden Wunsch aus, daß Alix noch an seinem Sterbelager den Glauben der orthodoxen Kirche annehme; es scheint, daß der Zar nicht eher sterben kann, als bis er die Sicherheit dafür hat, daß seinem letzten Befehle auch Folge geleistet wird. Die Umstehenden wissen alle, daß das Leben des Zaren nur noch nach Minuten zählt, daß sein Auge die Beendigung der gewünschten Ceremonie, auch wenn sie unverzüglich vorgenommen werden sollte, nicht mehr sehen wird, sie alle schweigen erschrocken, verzweifelt, und nur der Thronfolger gewinnt es über sich, mit fester Stimme zu antworten: „Ich gelobe, daß dieses unverzüglich geschehen soll, sobald Ihnen wohlter ist.“

„Sobald Ihnen wohlter ist!“ — Am Sarge Alexanders III. hat Prinzessin Alix ihren Abtritt zur orthodoxen Kirche vollzogen.

Nach Alexander III. seine Augen schloß, begann in Sibirien eine ungläubliche Verwirrung; jeder schien den Kopf verloren zu haben, nur einer nicht — der Zar Nikolaus II. Augenzeugen der erschütternden Katastrophe in Sibirien berichten, daß mit diesem Augenblick eine fast unbeschreibliche Verwandlung mit dem nunmehrigen Zaren vorging. Ein kurzer Moment auch ihm übermannenden Schmerzes, und als sich dann Zar Nikolaus II. aufrichtete, da glaube ich jeder den Zaren Alexander III. im Wohlsein seiner Herrschermajestät wieder erstanden. Der Jüngling, der noch vor wenigen Tagen sich mit seiner Umgebung über alle kleinen und großen Fragen des Lebens beratend, darüber zweifelnd und eingehend hin und her debattirte, gab nun kurz und gemessen

ohne jedes Zaudern und Zögern seine bestimmten Anordnungen. „Um 5 Uhr versammle man sich, Mir den Treueid zu leisten“, u. s. w.

Die Abfassung des Thronbesteigungsmanifestes wird Robodonszew übertragen. Als derselbe jedoch damit fertig ist und das Manifest dem Zaren zur Unterschrift gebracht wird, unterzeichnet es derselbe keineswegs sofort, wie allgemein erwartet wird. Er läßt den Entwurf Robodonszew's an den Präsidenten des Ministerrates, den großen, hochachteten Bunge und an Soloki, den Präsidenten des Departements der Gelehrte, telegraphieren und erbittet sich darin Anmerkungen zu dem Robodonszew'schen Text. Mit feberhafter Ungeduld erwartet der Zar das Eintreffen der erbetenen Aenderungsvorschläge, vergleicht dieselben sorgfältig mit dem Entwurf Robodonszew's, trifft auch nun noch selbst verschiedene Aenderungen, und erst dann wird der dergestalt in wesentlichen Punkten veränderte Entwurf Robodonszew's telegraphisch nach Petersburg zur Publikation übergeben.

Der wohlthuende Eindruck, den das Manifest des Zaren sowohl in Russland wie auch im Auslande hervorgebracht hat, dürfte durch das Bekanntwerden der Thatsache, einen wie hervorragenden persönlichen Antheil Nikolai II. an der Abfassung des Manifestes genommen hat, nur allender verstärkt werden.

Daß Nikolai II. sehr selbstständig zu regieren gedenkt, bezeugt auch noch eine andere kleine Thatsache: die fast unmittelbar nach der Thronbesteigung erfolgte Ernennung des Fürsten Darjuntski zum Generaladjutanten. Fürst Darjuntski ist nämlich der Kaiserin-Witwe sehr unsympathisch, die es ihm nicht bezweigen kann, daß auf der großen Weltreise des Thronfolgers, die unter Darjuntski's Leitung vor sich ging, das Attentat bei Otsu auf den Thronfolger möglich war und Großfürst Georg von der kaum begangenen Reise als Todesopfer beinahe hätte.

Diese Gefühle sind bei einer Mutter ja durchaus verständlich, aber der Zar fand es für angemessen, den an diesen Umständen doch absolut unschuldigen Fürsten für die vielen schweren Jahre zu entschuldigen, die ihm die Abneigung der Kaiserin gebracht hatte. In dieser Handlungswiese finden wir denselben Zug strenger Gerechtigkeit wieder, die auch für die Regierungsakte Alexanders III. den Ausschlag gegeben.

Wie ernst es Zar Nikolaus II. mit dem ihm so plötzlich zu gefallenem Pflichten nimmt, zeigt auch ein anderes, noch weit bedeutungsvolleres Ausrufen. Unmittelbar nach dem Tode Alexanders III. beschied der Zar den ehemaligen Kriegsminister Miljutin (Kriegsminister von 1861—1881) zu einer langen, eingehenden Unterredung zu sich, um sich von diesem hochachtbaren Staatsmann über die Regierungsvorgänge während seiner, des Zaren, erster Jugendzeit ein klares Bild geben zu lassen. Die Kombinationen, die an dieses Ausrufen geknüpft werden und die dahin gehen, daß Miljutin unter dem neuen Regime noch eine große Rolle spielen werde, sind aber durchaus hüthig. Miljutin selbst, heute auch eine Art „Philosoph von Sanssouci“, denkt nicht in entferntesten daran, seine Ruhe in der Krone gegen neue Kräfte und Würden zu vertauschen. Der Zar weiß dieses ebenso gut und wollte sich nur den weisen, abgeklärten Rath dieses Staatsmannes zu Hülfe machen, des Staatsmannes, der heute fernab von allem politischen Getriebe steht und deshalb Niemand zu Liebe oder Haß ein „bischen Geschichte“ fälscht.

Diese wenigen Daten dürften genügen, uns erkennen zu lassen, daß Nikolai II. seine Regierung mit dem festen Vorhabe angetreten hat, sich selbst über Alles genaue Kenntniss zu verschaffen um dann zu führen und nicht geföhrt zu werden.

Welche Entwurfung diese Weltbetreibungen Nikolai II. mit sich bringen werden, vermag heute wohl kein Mensch zu sagen, erinnern aber möchten wir doch daran, daß auch Alexander III., dessen Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit sich der Sohn nicht, bei dem Vorbild genommen hat, dank denen Eigenschaften, mit den Jahren immer mehr in seinen Herrschersinn eingewachsen ist. Bei dem nunmehrigen Zaren dürften die Resultate noch enger Arbeit noch erfreulicher sein, da die ehemaligen Lehrer derselben ihn übereinstimmend als eine geistig sehr bedeutende Natur schildern.

Auch im Familienleben dürfte Nikolai II. die guten Traditionen des Elternhauses fortführen. Es ist ja mehr oder weniger bekannt, daß Nikolai II. durch eine andere Herzengeneigung geleitet, nur sehr zögernd von der Verbindung mit Prinzessin Alix geschritten ist. Der nähere Umgang mit dem schönen und geistig so hoch stehendem deutschen Fürstenthum hat in dessen in den Geföhlen des jungen Zaren die entscheidende Wandlung zu Wege gebracht, und heute bringt Nikolai II. seiner hohen Verdienste die innigste Neigung entgegen, die auch von Prinzessin Alix voll erwidert wird. So wird denn auf dem russischen Zarenthron bald wieder ein Paar sitzen, das auf dem Wege der Politik zusammengesöhrt, aber die Politik hinweg zu einem wahren, aufrichtigen Herzensbunde gelangt ist.

Petersburg, 11. November. (Privattelegramm.) Gerüchweise verlautet, es sei nicht unmöglich, daß Präsident Galimier Perier zu den Weisungsfeierlichkeiten noch selbst hieher kommen werde, da, wie man hört, die Zarin in ihrem Dankschreiben auf die Weisungsfeierlichkeiten am Schluß bemerkt, sie hoffe dem Präsidenten Frankreichs persönlich ihren Dank aussprechen zu können.

Der „Regierungsbote“ meldet vom Sonntag: Der kaiserliche Zar zu sich selbst gefahren über Rußland, Dord und Tula die Fahrt nach Moskau fort, der Zug hielt außer bei den genannten noch bei anderen, kleineren Städten an, um den Deputirten an die Möglichkeit zu gewöhnen, an dem Sarge des Kaisers zu beten und Kränze niederzulegen. Die Menge der Kränze ist so groß, daß besondere Wagons für die Fortschaffung derselben eingestellt werden mußten.

Der „Regierungsbote“ veröffentlicht ferner das Ceremoniell der Ausherrschung der Leiche Alexanders III. vom Bahnhoff der Peter Paulskathedrale. Das Ceremoniell besteht aus dreizehn

Verfahrens bei der Ziehung erbliden, ist nicht gering, und so kaufen denn auch regelmäßig am Ende der Ziehung der vierten Klasse bei der General-Lotterie-Direktion und bei den Zeitungen allerlei Vorschläge ein, die auf eine Veränderung des gegenwärtigen Verfahrens bei den Ziehungen hinführen. Bei den meisten dieser Reformvorschläge herrscht die Meinung, daß die Loose nicht gehörig durch-einander gerüttelt würden, und diesem Umstande hätten viele Spieler ihr Pech zuschreiben. Ihr Augenmerk ist deshalb hauptsächlich auf eine andere Konstruktion der Trommel gerichtet, und so verfährt denn die General-Lotterie-Direktion über ein ganzes Museum von Modellen, die ihn von eifrigen Lotteriefreunden zur Verfügung gestellt worden sind. Besonders scheinen die Erfinder die Kugelform als Loosbehälter zu bevorzugen, indem sich die Lotteriefachmänner der Meinung, daß die gegenwärtige Trommel ihrem Zwecke durchaus entspricht und ihrer Aufgabe, die Loose gehörig durcheinander zu schütteln, vollkommen genügt.

Zu den besorgten Erfindern gesellen sich zahlreiche Personen, die ihr Mißgeschick in der Lotterie dem Umstande zuschreiben zu müssen glauben, daß die Trommel viel zu selten gedreht werde. So liegt uns eine Postkarte aus Glatz vor, in der gefragt wird, ob es richtig sei, daß nur einmal stündlich eine halbe Umdrehung der Trommel stattfindet. Wenn es diesen Besorgten zur Verhütung dienen kann, so sei hier mitgeteilt, daß thatsächlich nach der jedesmaligen Ziehung von hundert Nummern die Trommel von Neuem gedreht wird, und erfahrungsgemäß genügt dies, um die Loose richtig zu mischen. Das jetzt übrigens ein Blick auf die Ziehungslisten, auf der alle Zahlengruppen fast gleichmäßig vertreten sind. Die Spieler, die in der Lotterie kein Glück haben, dürfen also nicht die technischen Einrichtungen für ihr Mißgeschick verantwortlich machen. Hieran sind lediglich die „Nieten“ schuld, die von jeder das Glück der Spieler in grauerman Weise getribt haben.

Personalnachrichten. Der König und die Königin von Sachsen sind mit dem Prinzen Georg gestern früh von Sibyllendorf in Dresden wieder eingetroffen; am Abend begab das Königspaar sich nach Baden-Baden. — Der deutsche Botschafter in Konstantinopel, Fürst von Radolin, welcher seit einigen Wochen anlässlich der Taufe seiner Enkelin hier verweilt, hat mit seiner Gemahlin Berlin wieder verlassen. Er gedankt sich einige Tage in München aufzuhalten und dann nach Konstantinopel auf seinen Posten zurückzukehren. — Der kaiserliche Postdirektor a. D. Karl Douché ist im 78. Lebensjahre gestorben.

Kleine Notizen. Die fortgeschrittene Bevölkerungszahl Berlins betrug für den 21. Oktober 1710,581. In der Woche vom 21. bis 27. Oktober wurden 6371 zugezogene und 3186 weggezogene Personen gemeldet. — Die Zahl der Sterbefälle betrug in der Woche vom 28. Oktober bis 3. November 489 gegen 530 der Vorwoche. Unter den Todesursachen sind verzeichnet 67 Fälle von Angewandtheit gegen 79 der Vorwoche, 37 Fälle von Augenentzündung gegen 38 der Vorwoche, 22 Fälle von Diphtherie gegen 17 der Vorwoche. Die Zahl der Diphtherie-Erkrankungen betrug in der betreffenden Woche 180, die Sterblichkeit betrug also nur 12 Prozent, woraus sich die Wirksamkeit des Seifenwassers offenkundig ergibt. — Für die Fernsprechlinie Berlin—Wien drüben, wie wir bereits mitgeteilt haben, die Geschäfte für die Strecke von drei Minuten auf drei Minuten zu vermindern. — Ein bringen des Gesprächs dürfen neun Mann zur Erhebung kommen.

Globe trotters. Gegenwärtig sind zwei junge Leute auf einer Fahrreise in die Welt begriffen, welche sie am 10. Juni d. J. von San Francisco aus angetreten haben und, ihrer Beute um 16,000 Dollar gemäß, innershalb zweier Jahre beenden möchten. Diese Fußgänger, die sich bei uns bereits angemeldet und uns ihr Bildnis zugesendet haben, sind in America eingewanderte Deutsche Namens Fritz Höchner und Gustav Kugel. Die Bedingungen ihrer Wette schreiben ihnen vor, daß sie unterwegs keine Fahrgeloge, außer etwa auf Eisenbahnbrücken und Fährbooten, benutzen, und daß sie unterwegs nur von ihrem Verdienste leben dürfen. Sie dürfen auf der ganzen Reise kein anderes Geld mit sich nehmen, als was sie verdienen, hauptsächlich durch Verkauf von Photographien und Verbreiten von Anzeigen. Sie müssen ein Kontrollbuch mit sich führen, welches sie an jeder Wache oder Poststation, die sie unterwegs be- rühren, abgeben lassen müssen. Darin muß Tag und Stunde ihrer Ankunft vermerkt werden, sowie der Name des Beamten, welcher die Eintragung vorgenommen hat. Außer einem Stock dürfen sie keine Waffen, keine Uhr und keinen

Stoßpaß bei sich tragen, d. h. so lange sie sich in den Vereinigten Staaten befinden.

Mit dem Rüssel auf dem Rücken und ohne einen Cent in der Tasche traten sie am 10. Juni von San Francisco aus den Marsch an und trafen am 12. Oktober in St. Louis ein. Darin sind 31 Tage eingerechnet, welche sie in den Gold- und Silberbergen von Nevada zubrachten. St. Louis liegt zwar nicht auf der Tour der beiden Reisenden, sie besuchten diese Stadt auch nur, um deren Sehenwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Nach zweitägigem Aufenthalt setzten sie die Reise fort, die nun über Indianapolis, Columbus, D., und Washington nach New York führt. Von dort aus wollen sie über Southampton nach Khabarovsk fahren und dann ihre Fußsohle fortsetzen über Madrid, Barcelona, Marseille, Genf, Zürich, St. Gallen, Emden und Rempten nach München. Dort wollen sie ihre Reise unterbrechen und mit Benutzung der Bahn München, wo er geboren wurde, nach Berlin, wo sie sich Kaiser Wilhelms Unterthronhof holen wollen, und Leipzig, Kugels Heimat, begeben. Nach dieser Fahrt legen sie ihre Fahrreise fort und marschieren von München aus über Wien, Krakau, Kiew, Ufa u. s. w. nach Sibirien hinein, dessen südlichen Theil sie durchqueren wollen, bis sie nach Wladivostok, dem russischen Kriegshafen am Stillen Ocean, erreichen. Ueber Japan und die Sandwichs-Inseln wollen sie dann nach San Francisco zurückkehren. Zu dieser Reize haben sie, wie gesagt, zwei Jahre Zeit.

Gustav Kugel wurde im Jahre 1865 in Leipzig geboren. Er ist Schneider von Beruf. Im Jahre 1892 kam er nach den Vereinigten Staaten, nachdem er zuvor einige Zeit in Südamerika gewesen war. Im vorigen Sommer legte er, auch in Folge einer Wette, den Weg von New York nach San Francisco zu einer Fußreise in 107 Tagen zurück. Er ist kräftig gebaut, 5 Fuß 10 Zoll groß und wiegt 152 Pfund. Sein Gefährte Fritz Höchner stammt aus Münster in Westfalen, wo er 1873 geboren wurde, kam aber schon als 12jähriger Knabe nach America. In Philadelphia erlernte er das Bergolder-Geschäft und die Malerei. Er ist trotz seiner Jugend geübt in den Vereinigten Staaten herumgekommen. Er ist 6 Fuß groß und wiegt 152 Pfund. Die Photographie, welche uns die beiden Weltreisenden zugesandt haben, zeigt dieselben als hübsche, kräftige, schlank Männer im leichten Sammetanzug, mit weichen, bis an die Knie reichenden Stiefeln dar. Mit ihnen die Wette abgeschlossen haben, das ist in den uns zugegangenen Notizen nicht gesagt, wir behalten es uns vor, sie seiner Zeit hierüber persönlich zu befragen.

Ein großer Vorrath von Essen des Letztereins findet in den Räumen des Abgeordnetenhauses am Dönhofsplatz heute, morgen und übermorgen statt, der auch Abendessen sein wird. Es scheinen ganz besondere Vorbereitungen getroffen, um diesen Wohlthätigkeitsunternehmungen außerordentliche Anziehungskraft zu verleihen. So erzählt man von einem veritablem Pfefferküchenbäcker à la Püffel und Grelot aus württembergischen, das der Maler Julius Bodenlehn sehr „geschmackvoll“ arrangirt hat. Ferner wird viel von einem „graphologischen“ Cabinet gesprochen, das der Initiale des Herrn Professor Schulz-Bentz entworfen und best. ist. — Häufiger noch sieht Wandersperren von einer Seite humoristischer Zeichnungen zu, die dem Grafen Paul von Helldorf zu verdanken sind und die zum Theil ganz aktuelle Vorgänge satirisch bebildern sollen. Für wohlthätige Herzen sieht es also nicht an Anregung und Gelegenheit, sich häufig zu betheiligen.

Ein neues Projekt einer elektrischen Straßenbahn zur besseren Erleuchtung des Grunewalds ist von der Firma Hobebrandt in Contag angekauft worden. Die neue Bahn soll am Rollendockplatz beginnen, durch die Woge und König-Josefs-straße über den Prager Platz, durch die Prinz-Liegnitzstraße und durch die Gendarmenbrücke bis zum Grunewald führen. Dem Minister das Projekt einer neuen Pferdeabfuhrverbindung zwischen Wilmsdorf und Potsdamer Vorposten.

Für den Wackerprosch Treuhänder und Gnosser, für welchen bekanntlich der Termin am 4. Dezember d. J. vor der neunten Strofkammer anberaumt ist, sollen, wie eine Lokal-Korrespondenz zu berichten weiß, neun Verhandlungstage vorgezogen und nicht weniger als dreihundert Zeugen geladen sein. Durch Gift und Wasser wurde am Sonnabend Nachmittag ein junges Mädchen seinem Leben ein gewaltsames Ende zu bereiten, es wurde aber noch lebend aus dem Badebottchen gefahndet und durch einen Schupmann nach einem Krankenhanse überführt. Die Lebensende ist ein Dienstmädchen Namens Margarete, welche erd-lich, heute bei uns, am Abend und in der Nacht schwer verletzt er- litten. Heute vorab hat sie, daß sie eine stark ähnelnde Flüssigkeit sich genommen hatte, ehe sie in den Kanal gesprungen war. Da die M. in Folge der erlittenen Verletzungen nicht sprechen kann, so hat eine Vernehmung zwecks Feststellung des Sachverhalts noch nicht erfolgen können. Die Herrschaft, bei welcher sie diente, hatte noch

Hande von einer freisinnigen doppelten Mauer umzogen. In der Mitte dieses Kreises zeigt das Bild der alten, ebenfalls von einer Ringmauer umgebenen Stadt, zu welcher aus den verschiedenen Seiten der Mauer vier unregelmäßige Thore mit vorhängenden Thürmen den Eingang bilden. An der südlichen Seite der Stadt hat man in diesem Jahre die Reste eines altägyptischen Palastes freigelegt, in welchem man ein zu den ältesten Sculpturen gehörendes Relief fand. In der Nähe dieses Palastes legte man einen umfangreichen, aber schmucklosen Bau frei, den man für eine Kaserne annehmen muß. An der westlichen Stadtseite hatte man schon früher einen Palast im einladenden Styl des hiesigen Baues aufgefunden, mit tiefen Säulen und einem hohen Mauerwerk, ist jetzt sich in nächster Nähe, der dritte, östlich gelegene Königspalast mit dem großen Relief ge- schmückt; augenscheinlich ist er durch einen großen Brand zer- stört worden. Die Inschrift auf einem Relief, welches den königlichen Bauherren und eine vor ihm stehende männliche Figur zeigt, besagt, daß wir es bei den westlich liegenden, zusammenhängenden Bauwerken mit einem Winter- und Sommer- palast zu thun haben. Den Schmuck aller aufgedeckten Bauwerke, welche von photographischen Aufnahmen an den Herrn vortiber, darunter Reliefs mit Schlangen, Löwen, Stierfiguren und Vogel- köpfen, die Rehrücken mit altägyptischen Darstellungen haben, Geseisen, Geseisen, Statuen, Reliefs mit Musikanten. Unter den Ornamenten trifft man häufig die bei ägyptischen Bauten übliche gefüllte Sonnenscheibe. Interessant ist ein Relief- bild von der Darstellung des Doppeladlers, der bei uns erst im Mittelalter auftrat. Die eigentliche Bedeutung ist noch nicht entziffert worden, doch legte man einige Grabstätten bloß, in denen man Entschlafene in Steinform mit Heften aus Äthiopien und verschiedene Gefäße fand. Restliche Steinschriften weisen auf die Königinen Mar Saden, Baraki, Sohn des Banamu und Tharu hin. Die Zeit des Entstehens der Bauwerke wird in das achte und neunte Jahrhundert vor Christi gelehrt, doch nimmt man von manchen noch eine, weitere Jahrhunderte zurückgehende Ursprungszeit an.

Polakiet in Rom. Wie uns ein Privat-Telegramm unseres Königlich-korrespondenten meldet, gab in der italienischen Hauptstadt gestern der Römische Pops den päpstlichen Dichter Jola in Auftrag. Dieser Pops, der dem Pops präsidirt, nahm dann der Polakiet-Ferraris, ferner Vertreter der Stadt Rom und eine große Anzahl Abgeordneter, Künstler, Politiker und Literaten theil. Die Römische Pops und auch des Ministers Ferraris gipfelten bezeichnen der Weise in dem Wunsch, Jola möge in seinem neuen Roman mit Rom und Italien doch ja glücklich verfahren, was auch Jola groß- müthig verspricht.

am Sonnabend Abend das unerklärliche Verschwinden der M. bei der Polizei gemeldet, kommt aber die Veranlassung zu dem Selbst- mordversuch nicht.

Wie aus Rom gemeldet wird, ist dieselbe mittelst königlichen Dekrets die Prüfung einer Eedeknechtin an die afri- kanischen Feldzüge angeordnet worden. Die Medaille zeigt auf der einen Seite das Bild des Königs, auf der anderen die von Vorbergszügen umgebene Aufschrift: „Campagna d'Affrica“.

Sport-Nachrichten.

Nennen zu Paris-Ruteuil.
(Telegramm des Berliner Tageblatts.)
Sonntag, 11. November.

Montgomerie-Preis. 40,000 Francs. Jagd-Nennen. Grandeur 5800 Meter. Baron J. Buisson 1. Gen. G. de la Roche 2. Gen. G. de la Roche 3. Gen. G. de la Roche 4. Gen. G. de la Roche 5. Gen. G. de la Roche 6. Gen. G. de la Roche 7. Gen. G. de la Roche 8. Gen. G. de la Roche 9. Gen. G. de la Roche 10. Gen. G. de la Roche 11. Gen. G. de la Roche 12. Gen. G. de la Roche 13. Gen. G. de la Roche 14. Gen. G. de la Roche 15. Gen. G. de la Roche 16. Gen. G. de la Roche 17. Gen. G. de la Roche 18. Gen. G. de la Roche 19. Gen. G. de la Roche 20. Gen. G. de la Roche 21. Gen. G. de la Roche 22. Gen. G. de la Roche 23. Gen. G. de la Roche 24. Gen. G. de la Roche 25. Gen. G. de la Roche 26. Gen. G. de la Roche 27. Gen. G. de la Roche 28. Gen. G. de la Roche 29. Gen. G. de la Roche 30. Gen. G. de la Roche 31. Gen. G. de la Roche 32. Gen. G. de la Roche 33. Gen. G. de la Roche 34. Gen. G. de la Roche 35. Gen. G. de la Roche 36. Gen. G. de la Roche 37. Gen. G. de la Roche 38. Gen. G. de la Roche 39. Gen. G. de la Roche 40. Gen. G. de la Roche 41. Gen. G. de la Roche 42. Gen. G. de la Roche 43. Gen. G. de la Roche 44. Gen. G. de la Roche 45. Gen. G. de la Roche 46. Gen. G. de la Roche 47. Gen. G. de la Roche 48. Gen. G. de la Roche 49. Gen. G. de la Roche 50. Gen. G. de la Roche 51. Gen. G. de la Roche 52. Gen. G. de la Roche 53. Gen. G. de la Roche 54. Gen. G. de la Roche 55. Gen. G. de la Roche 56. Gen. G. de la Roche 57. Gen. G. de la Roche 58. Gen. G. de la Roche 59. Gen. G. de la Roche 60. Gen. G. de la Roche 61. Gen. G. de la Roche 62. Gen. G. de la Roche 63. Gen. G. de la Roche 64. Gen. G. de la Roche 65. Gen. G. de la Roche 66. Gen. G. de la Roche 67. Gen. G. de la Roche 68. Gen. G. de la Roche 69. Gen. G. de la Roche 70. Gen. G. de la Roche 71. Gen. G. de la Roche 72. Gen. G. de la Roche 73. Gen. G. de la Roche 74. Gen. G. de la Roche 75. Gen. G. de la Roche 76. Gen. G. de la Roche 77. Gen. G. de la Roche 78. Gen. G. de la Roche 79. Gen. G. de la Roche 80. Gen. G. de la Roche 81. Gen. G. de la Roche 82. Gen. G. de la Roche 83. Gen. G. de la Roche 84. Gen. G. de la Roche 85. Gen. G. de la Roche 86. Gen. G. de la Roche 87. Gen. G. de la Roche 88. Gen. G. de la Roche 89. Gen. G. de la Roche 90. Gen. G. de la Roche 91. Gen. G. de la Roche 92. Gen. G. de la Roche 93. Gen. G. de la Roche 94. Gen. G. de la Roche 95. Gen. G. de la Roche 96. Gen. G. de la Roche 97. Gen. G. de la Roche 98. Gen. G. de la Roche 99. Gen. G. de la Roche 100. Gen. G. de la Roche 101. Gen. G. de la Roche 102. Gen. G. de la Roche 103. Gen. G. de la Roche 104. Gen. G. de la Roche 105. Gen. G. de la Roche 106. Gen. G. de la Roche 107. Gen. G. de la Roche 108. Gen. G. de la Roche 109. Gen. G. de la Roche 110. Gen. G. de la Roche 111. Gen. G. de la Roche 112. Gen. G. de la Roche 113. Gen. G. de la Roche 114. Gen. G. de la Roche 115. Gen. G. de la Roche 116. Gen. G. de la Roche 117. Gen. G. de la Roche 118. Gen. G. de la Roche 119. Gen. G. de la Roche 120. Gen. G. de la Roche 121. Gen. G. de la Roche 122. Gen. G. de la Roche 123. Gen. G. de la Roche 124. Gen. G. de la Roche 125. Gen. G. de la Roche 126. Gen. G. de la Roche 127. Gen. G. de la Roche 128. Gen. G. de la Roche 129. Gen. G. de la Roche 130. Gen. G. de la Roche 131. Gen. G. de la Roche 132. Gen. G. de la Roche 133. Gen. G. de la Roche 134. Gen. G. de la Roche 135. Gen. G. de la Roche 136. Gen. G. de la Roche 137. Gen. G. de la Roche 138. Gen. G. de la Roche 139. Gen. G. de la Roche 140. Gen. G. de la Roche 141. Gen. G. de la Roche 142. Gen. G. de la Roche 143. Gen. G. de la Roche 144. Gen. G. de la Roche 145. Gen. G. de la Roche 146. Gen. G. de la Roche 147. Gen. G. de la Roche 148. Gen. G. de la Roche 149. Gen. G. de la Roche 150. Gen. G. de la Roche 151. Gen. G. de la Roche 152. Gen. G. de la Roche 153. Gen. G. de la Roche 154. Gen. G. de la Roche 155. Gen. G. de la Roche 156. Gen. G. de la Roche 157. Gen. G. de la Roche 158. Gen. G. de la Roche 159. Gen. G. de la Roche 160. Gen. G. de la Roche 161. Gen. G. de la Roche 162. Gen. G. de la Roche 163. Gen. G. de la Roche 164. Gen. G. de la Roche 165. Gen. G. de la Roche 166. Gen. G. de la Roche 167. Gen. G. de la Roche 168. Gen. G. de la Roche 169. Gen. G. de la Roche 170. Gen. G. de la Roche 171. Gen. G. de la Roche 172. Gen. G. de la Roche 173. Gen. G. de la Roche 174. Gen. G. de la Roche 175. Gen. G. de la Roche 176. Gen. G. de la Roche 177. Gen. G. de la Roche 178. Gen. G. de la Roche 179. Gen. G. de la Roche 180. Gen. G. de la Roche 181. Gen. G. de la Roche 182. Gen. G. de la Roche 183. Gen. G. de la Roche 184. Gen. G. de la Roche 185. Gen. G. de la Roche 186. Gen. G. de la Roche 187. Gen. G. de la Roche 188. Gen. G. de la Roche 189. Gen. G. de la Roche 190. Gen. G. de la Roche 191. Gen. G. de la Roche 192. Gen. G. de la Roche 193. Gen. G. de la Roche 194. Gen. G. de la Roche 195. Gen. G. de la Roche 196. Gen. G. de la Roche 197. Gen. G. de la Roche 198. Gen. G. de la Roche 199. Gen. G. de la Roche 200. Gen. G. de la Roche 201. Gen. G. de la Roche 202. Gen. G. de la Roche 203. Gen. G. de la Roche 204. Gen. G. de la Roche 205. Gen. G. de la Roche 206. Gen. G. de la Roche 207. Gen. G. de la Roche 208. Gen. G. de la Roche 209. Gen. G. de la Roche 210. Gen. G. de la Roche 211. Gen. G. de la Roche 212. Gen. G. de la Roche 213. Gen. G. de la Roche 214. Gen. G. de la Roche 215. Gen. G. de la Roche 216. Gen. G. de la Roche 217. Gen. G. de la Roche 218. Gen. G. de la Roche 219. Gen. G. de la Roche 220. Gen. G. de la Roche 221. Gen. G. de la Roche 222. Gen. G. de la Roche 223. Gen. G. de la Roche 224. Gen. G. de la Roche 225. Gen. G. de la Roche 226. Gen. G. de la Roche 227. Gen. G. de la Roche 228. Gen. G. de la Roche 229. Gen. G. de la Roche 230. Gen. G. de la Roche 231. Gen. G. de la Roche 232. Gen. G. de la Roche 233. Gen. G. de la Roche 234. Gen. G. de la Roche 235. Gen. G. de la Roche 236. Gen. G. de la Roche 237. Gen. G. de la Roche 238. Gen. G. de la Roche 239. Gen. G. de la Roche 240. Gen. G. de la Roche 241. Gen. G. de la Roche 242. Gen. G. de la Roche 243. Gen. G. de la Roche 244. Gen. G. de la Roche 245. Gen. G. de la Roche 246. Gen. G. de la Roche 247. Gen. G. de la Roche 248. Gen. G. de la Roche 249. Gen. G. de la Roche 250. Gen. G. de la Roche 251. Gen. G. de la Roche 252. Gen. G. de la Roche 253. Gen. G. de la Roche 254. Gen. G. de la Roche 255. Gen. G. de la Roche 256. Gen. G. de la Roche 257. Gen. G. de la Roche 258. Gen. G. de la Roche 259. Gen. G. de la Roche 260. Gen. G. de la Roche 261. Gen. G. de la Roche 262. Gen. G. de la Roche 263. Gen. G. de la Roche 264. Gen. G. de la Roche 265. Gen. G. de la Roche 266. Gen. G. de la Roche 267. Gen. G. de la Roche 268. Gen. G. de la Roche 269. Gen. G. de la Roche 270. Gen. G. de la Roche 271. Gen. G. de la Roche 272. Gen. G. de la Roche 273. Gen. G. de la Roche 274. Gen. G. de la Roche 275. Gen. G. de la Roche 276. Gen. G. de la Roche 277. Gen. G. de la Roche 278. Gen. G. de la Roche 279. Gen. G. de la Roche 280. Gen. G. de la Roche 281. Gen. G. de la Roche 282. Gen. G. de la Roche 283. Gen. G. de la Roche 284. Gen. G. de la Roche 285. Gen. G. de la Roche 286. Gen. G. de la Roche 287. Gen. G. de la Roche 288. Gen. G. de la Roche 289. Gen. G. de la Roche 290. Gen. G. de la Roche 291. Gen. G. de la Roche 292. Gen. G. de la Roche 293. Gen. G. de la Roche 294. Gen. G. de la Roche 295. Gen. G. de la Roche 296. Gen. G. de la Roche 297. Gen. G. de la Roche 298. Gen. G. de la Roche 299. Gen. G. de la Roche 300. Gen. G. de la Roche 301. Gen. G. de la Roche 302. Gen. G. de la Roche 303. Gen. G. de la Roche 304. Gen. G. de la Roche 305. Gen. G. de la Roche 306. Gen. G. de la Roche 307. Gen. G. de la Roche 308. Gen. G. de la Roche 309. Gen. G. de la Roche 310. Gen. G. de la Roche 311. Gen. G. de la Roche 312. Gen. G. de la Roche 313. Gen. G. de la Roche 314. Gen. G. de la Roche 315. Gen. G. de la Roche 316. Gen. G. de la Roche 317. Gen. G. de la Roche 318. Gen. G. de la Roche 319. Gen. G. de la Roche 320. Gen. G. de la Roche 321. Gen. G. de la Roche 322. Gen. G. de la Roche 323. Gen. G. de la Roche 324. Gen. G. de la Roche 325. Gen. G. de la Roche 326. Gen. G. de la Roche 327. Gen. G. de la Roche 328. Gen. G. de la Roche 329. Gen. G. de la Roche 330. Gen. G. de la Roche 331. Gen. G. de la Roche 332. Gen. G. de la Roche 333. Gen. G. de la Roche 334. Gen. G. de la Roche 335. Gen. G. de la Roche 336. Gen. G. de la Roche 337. Gen. G. de la Roche 338. Gen. G. de la Roche 339. Gen. G. de la Roche 340. Gen. G. de la Roche 341. Gen. G. de la Roche 342. Gen. G. de la Roche 343. Gen. G. de la Roche 344. Gen. G. de la Roche 345. Gen. G. de la Roche 346. Gen. G. de la Roche 347. Gen. G. de la Roche 348. Gen. G. de la Roche 349. Gen. G. de la Roche 350. Gen. G. de la Roche 351. Gen. G. de la Roche 352. Gen. G. de la Roche 353. Gen. G. de la Roche 354. Gen. G. de la Roche 355. Gen. G. de la Roche 356. Gen. G. de la Roche 357. Gen. G. de la Roche 358. Gen. G. de la Roche 359. Gen. G. de la Roche 360. Gen. G. de la Roche 361. Gen. G. de la Roche 362. Gen. G. de la Roche 363. Gen. G. de la Roche 364. Gen. G. de la Roche 365. Gen. G. de la Roche 366. Gen. G. de la Roche 367. Gen. G. de la Roche 368. Gen. G. de la Roche 369. Gen. G. de la Roche 370. Gen. G. de la Roche 371. Gen. G. de la Roche 372. Gen. G. de la Roche 373. Gen. G. de la Roche 374. Gen. G. de la Roche 375. Gen. G. de la Roche 376. Gen. G. de la Roche 377. Gen. G. de la Roche 378. Gen. G. de la Roche 379. Gen. G. de la Roche 380. Gen. G. de la Roche 381. Gen. G. de la Roche 382. Gen. G. de la Roche 383. Gen. G. de la Roche 384. Gen. G. de la Roche 385. Gen. G. de la Roche 386. Gen. G. de la Roche 387. Gen. G. de la Roche 388. Gen. G. de la Roche 389. Gen. G. de la Roche 390. Gen. G. de la Roche 391. Gen. G. de la Roche 392. Gen. G. de la Roche 393. Gen. G. de la Roche 394. Gen. G. de la Roche 395. Gen. G. de la Roche 396. Gen. G. de la Roche 397. Gen. G. de la Roche 398. Gen. G. de la Roche 399. Gen. G. de la Roche 400. Gen. G. de la Roche 401. Gen. G. de la Roche 402. Gen. G. de la Roche 403. Gen. G. de la Roche 404. Gen. G. de la Roche 405. Gen. G. de la Roche 406. Gen. G. de la Roche 407. Gen. G. de la Roche 408. Gen. G. de la Roche 409. Gen. G. de la Roche 410. Gen. G. de la Roche 411. Gen. G. de la Roche 412. Gen. G. de la Roche 413. Gen. G. de la Roche 414. Gen. G. de la Roche 415. Gen. G. de la Roche 416. Gen. G. de la Roche 417. Gen. G. de la Roche 418. Gen. G. de la Roche 419. Gen. G. de la Roche 420. Gen. G. de la Roche 421. Gen. G. de la Roche 422. Gen. G. de la Roche 423. Gen. G. de la Roche 424. Gen. G. de la Roche 425. Gen. G. de la Roche 426. Gen. G. de la Roche 427. Gen. G. de la Roche 428. Gen. G. de la Roche 429. Gen. G. de la Roche 430. Gen. G. de la Roche 431. Gen. G. de la Roche 432. Gen. G. de la Roche 433. Gen. G. de la Roche 434. Gen. G. de la Roche 435. Gen. G. de la Roche 436. Gen. G. de la Roche 437. Gen. G. de la Roche 438. Gen. G. de la Roche 439. Gen. G. de la Roche 440. Gen. G. de la Roche 441. Gen. G. de la Roche 442. Gen. G. de la Roche 443. Gen. G. de la Roche 444. Gen. G. de la Roche 445. Gen. G. de la Roche 446. Gen. G. de la Roche 447. Gen. G. de la Roche 448. Gen. G. de la Roche 449. Gen. G. de la Roche 450. Gen. G. de la Roche 451. Gen. G. de la Roche 452. Gen. G. de la Roche 453. Gen. G. de la Roche 454. Gen. G. de la Roche 455. Gen. G. de la Roche 456. Gen. G. de la Roche 457. Gen. G. de la Roche 458. Gen. G. de la Roche 459. Gen. G. de la Roche 460. Gen. G. de la Roche 461. Gen. G. de la Roche 462. Gen. G. de la Roche 463. Gen. G. de la Roche 464. Gen. G. de la Roche 465. Gen. G. de la Roche 466. Gen. G. de la Roche 467. Gen. G. de la Roche 468. Gen. G. de la Roche 469. Gen. G. de la Roche 470. Gen. G. de la Roche 471. Gen. G. de la Roche 472. Gen. G. de la Roche 473. Gen. G. de la Roche 474. Gen. G. de la Roche 475. Gen. G. de la Roche 476. Gen. G. de la Roche 477. Gen. G. de la Roche 478. Gen. G. de la Roche 479. Gen. G. de la Roche 480. Gen. G. de la Roche 481. Gen. G. de la Roche 482. Gen. G. de la Roche 483. Gen. G. de la Roche 484. Gen. G. de la Roche 485. Gen. G. de la Roche 486. Gen. G. de la Roche 487. Gen. G. de la Roche 488. Gen. G. de la Roche 489. Gen. G. de la Roche 490. Gen. G. de la Roche 491. Gen. G. de la Roche 492. Gen. G. de la Roche 493. Gen. G. de la Roche 494. Gen. G. de la Roche 495. Gen. G. de la Roche 496. Gen. G. de la Roche 497. Gen. G. de la Roche 498. Gen. G. de la Roche 499. Gen. G. de la Roche 500. Gen. G. de la Roche 501. Gen. G. de la Roche 502. Gen. G. de la Roche 503. Gen. G. de la Roche 504. Gen. G. de la Roche 505. Gen. G. de la Roche 506. Gen. G. de la Roche 507. Gen. G. de la Roche 508. Gen. G. de la Roche 509. Gen. G. de la Roche 510. Gen. G. de la Roche 511. Gen. G. de la Roche 512. Gen. G. de la Roche 513. Gen. G. de la Roche 514. Gen. G. de la Roche 515. Gen. G. de la Roche 516. Gen. G. de la Roche 517. Gen. G. de la Roche 518. Gen. G. de la Roche 519. Gen. G. de la Roche 520. Gen. G. de la Roche 521. Gen. G. de la Roche 522. Gen. G. de la Roche 523. Gen. G. de la Roche 524. Gen. G. de la Roche 525. Gen. G. de la Roche 526. Gen. G. de la Roche 527. Gen. G. de la Roche 528. Gen. G. de la Roche 529. Gen. G. de la Roche 530. Gen. G. de la Roche 531. Gen. G. de la Roche 532. Gen. G. de la Roche 533. Gen. G. de la Roche 534. Gen. G. de la Roche 535. Gen. G. de la Roche 536. Gen. G. de la Roche 537. Gen. G. de la Roche 538. Gen. G. de la Roche 539. Gen. G. de la Roche 540. Gen. G. de la Roche 541. Gen. G. de la Roche 542. Gen. G. de la Roche 543. Gen. G. de la Roche 544. Gen. G. de la Roche 545. Gen. G. de la Roche 546. Gen. G. de la Roche 547. Gen. G. de la Roche 548. Gen. G. de la Roche 549. Gen. G. de la Roche 550. Gen. G. de la Roche 551. Gen. G. de la Roche 552. Gen. G. de la Roche 553. Gen. G. de la Roche 554. Gen. G. de la Roche 555. Gen. G. de la Roche 556. Gen. G. de la Roche 557. Gen. G. de la Roche 558. Gen. G. de la Roche 559. Gen. G. de la Roche 560. Gen. G. de la Roche 561. Gen. G. de la Roche 562. Gen. G. de la Roche 563. Gen. G. de la Roche 564. Gen. G. de la Roche 565. Gen. G. de la Roche 566. Gen. G. de la Roche 567. Gen. G. de la Roche 568. Gen. G. de la Roche 569. Gen. G. de la Roche 570. Gen. G. de la Roche 571. Gen. G. de la Roche 572. Gen. G. de la Roche 573. Gen. G. de la Roche 574. Gen. G. de la Roche 575. Gen. G. de la Roche 576. Gen. G. de la Roche 577. Gen. G. de la Roche 578. Gen. G. de la Roche 579. Gen. G. de la Roche 580. Gen. G. de la Roche 581. Gen. G. de la Roche 582. Gen. G. de la Roche 583. Gen. G. de la Roche 584. Gen. G. de la Roche 585. Gen. G. de la Roche 586. Gen. G. de la Roche 587. Gen. G. de la Roche 588. Gen. G. de la Roche 589. Gen. G. de la Roche 590. Gen. G. de la Roche 591. Gen. G. de la Roche 592. Gen. G. de la Roche 593. Gen. G. de la Roche 594. Gen. G. de la Roche 595. Gen. G. de la Roche 596. Gen. G. de la Roche 597. Gen. G. de la Roche 598. Gen. G. de la Roche 599. Gen. G. de la Roche 600. Gen. G. de la Roche 601. Gen. G. de la Roche 602. Gen. G. de la Roche 603. Gen. G. de la Roche 604. Gen. G. de la Roche 605. Gen. G. de la Roche 606. Gen. G. de la Roche 607. Gen. G. de la Roche 608. Gen. G. de la Roche 609. Gen. G. de la Roche 610. Gen. G. de la Roche 611. Gen. G. de la Roche 612. Gen. G. de la Roche 613. Gen. G. de la Roche 614. Gen. G. de la Roche 615. Gen. G. de la Roche 616. Gen. G. de la Roche 617. Gen. G. de la Roche 618. Gen. G. de la Roche 619. Gen. G. de la Roche 620. Gen. G. de la Roche 621. Gen. G. de la Roche 622. Gen. G. de la Roche 623. Gen. G. de la Roche 624. Gen. G. de la Roche 625. Gen. G. de la Roche 626. Gen. G. de la Roche 627. Gen. G. de la Roche 628. Gen. G. de la Roche 629. Gen. G. de la Roche 630. Gen. G. de la Roche 631. Gen. G. de la Roche 632. Gen. G. de la Roche 633. Gen. G. de la Roche 634. Gen. G. de la Roche 635. Gen. G. de la Roche 636. Gen. G. de la Roche 637. Gen. G. de la Roche 638. Gen. G. de la Roche 639. Gen. G. de la Roche 640. Gen. G. de la Roche 641. Gen. G. de la Roche 642. Gen. G. de la Roche 643. Gen. G. de la Roche 644. Gen. G. de la Roche 645. Gen. G. de la Roche 646. Gen. G. de la Roche 647. Gen. G. de la Roche 648. Gen. G. de la Roche 649. Gen. G. de la Roche 650. Gen. G. de la Roche 651. Gen. G. de la Roche 652. Gen. G. de la Roche 653. Gen. G. de la Roche 654. Gen. G. de la Roche 655. Gen. G. de la Roche 656. Gen. G. de la Roche 657. Gen. G. de la Roche 658. Gen. G. de la Roche 659. Gen. G. de la Roche 660. Gen. G. de la Roche 661. Gen. G. de la Roche 662. Gen. G. de la Roche 663. Gen. G. de la Roche 664. Gen. G. de la Roche 665. Gen. G. de la Roche 666. Gen. G. de la Roche 667. Gen. G. de la Roche 668. Gen. G. de la Roche 669. Gen. G. de la Roche 670. Gen. G. de la Roche 671. Gen. G. de la Roche 672. Gen. G. de la Roche 673. Gen. G. de la Roche 674. Gen. G. de la Roche 675. Gen. G. de la Roche 676. Gen. G. de la Roche 677. Gen. G. de la Roche 678. Gen. G. de la Roche 679. Gen. G. de la Roche 680. Gen. G. de la Roche 681. Gen. G. de la Roche 682. Gen. G. de la Roche 683. Gen. G. de la Roche 684. Gen. G. de la Roche 685. Gen. G. de la Roche 686. Gen. G. de la Roche 687. Gen. G. de la Roche 688. Gen. G. de la Roche 689. Gen. G. de la Roche 690. Gen. G. de la Roche 691. Gen. G. de la Roche 692. Gen. G. de la Roche 693. Gen. G. de la Roche 694. Gen. G. de la Roche 695. Gen. G. de la Roche 696. Gen. G. de la Roche 697. Gen. G. de la Roche 698. Gen. G. de la Roche 699. Gen. G. de la Roche 700. Gen. G. de la Roche 701. Gen. G. de la Roche 702. Gen. G. de la Roche 703. Gen. G. de la Roche 704. Gen. G. de la Roche 705. Gen. G. de la Roche 706. Gen. G. de la Roche 707. Gen. G. de la Roche 708. Gen. G. de la Roche 709. Gen. G. de la Roche 710. Gen. G. de la Roche 711. Gen. G. de la Roche 712. Gen. G. de la Roche 713. Gen. G. de la Roche 714. Gen. G. de la Roche 715. Gen. G. de la Roche 716. Gen. G. de la Roche 717. Gen. G. de la Roche 718. Gen. G. de la Roche 719. Gen. G. de la Roche 720. Gen. G. de la Roche 721. Gen. G. de la Roche 722. Gen



Das verwünschte Geld.

H. Pachnicke.

Das Geld ist im Laufe der Geschichte leidenschaftlich erwünscht und leidenschaftlich begehrt worden. Man hat es verehrt und gepriesen, in die Hölle verdammt und in den Himmel erhoben. Bezgl. brandmarke die auri sacra fames, den unstilligen Hunger nach Gold. Der römische Geschichtsschreiber Tacitus rühmt es diesen als ein Glück nach, daß sie die edlen Metalle kaum fanden. Thomas Morris will in seiner Utopia das Gold dadurch herabwürdigen, daß er die Ketten der Gefangenen daraus schmieden läßt. Die Theologen aller Zeiten und aller Länder predigten gegen die sündliche Liebe zum Gelde. Und dennoch war kein Ziel so lothend wie der Reichtum, kein Trieb außer dem Trieb zur Liebe in der Menschheit so mächtig wie der Trieb zum Gelde.

Am Golde hängt,
Nach Golde drängt
Doch Alles.

Und es gab auch Vordredner des Reichtums. Ohne Reichtum, sagt Burke, würde es keine Muse geben, ohne Muse keine Wissenschaft und Kunst. Friedrich Schiller bezeichnet den Reichtum als das Mittel zur Bildung, zur Unabhängigkeit, zur Erziehung, zur Entwicklung unserer Fähigkeiten und zur Befriedigung unserer körperlichen und geistigen Bedürfnisse. Mittel also zum Fortschritt der Civilisation. Müdert singt:

Auch der Reichtum ist eine Kraft
So gut wie Weisheit und Ehre,
Kann werden nicht minder ehrenhaft
Verwendet zum Menschheitswerke.

Die Volksherrschaft beschäftigt sich mit dem hinkenden Gang von Goldbarren. Die Volkstage kennt Wunderkuren, welche die Stelle veranlassen, wo Schätze sich verbergen, und Wundergeschäfte, die den Zugang zu diesen Schätzen erschließen. Man greift nach Schätzen, als noch der Übergläubige eine Macht war, und jetzt, da er diese Macht zum Teil — leider nur zum Teil — eingebüßt hat, betreibt man das Suchen nach Schätzen in anderen Formen: man spielt an der Börse, in der Lotterie, immer hoffend, der Glücksgöttin doch einmal ein Lächeln abzugewinnen.

Was ist es nun eigentlich mit diesen kleinen Metallstücken, nach denen alle Hände greifen? Was ist Geld? Was ist es nicht? Was kann es? Was kann es nicht? Hierüber Klarheit zu gewinnen, hat nicht nur ein theoretisches Interesse, sondern ist auch von praktischer Bedeutung. Auf dem Jersum über das Wesen des Geldes hat sich ein ganzes national-ökonomisches System aufgebaut, nämlich das merkantilistische, welches den privatwirtschaftlichen und volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt der Frage des Geldes nicht unterscheidet und den Reichtum eines Landes für um so größer erklärte, je mehr das Land Geld besitze, welches also die Thakade verkaufte, daß für die Länder die Vermehrung des Geldes mit der Vermehrung des Volkswohlfandes keineswegs gleichbedeutend ist.

Das Geld an sich ist nicht Reichtum. Denn es kann nicht gegeben werden, man kann sich damit nicht bekleiden, es bildet kein Dach gegen den Sturm. Es gewinnt vielmehr seinen Werth für die Menschen erst dadurch, daß man sich für Geld

alle jene Gegenstände beschafft, welche geeignet sind, die Bedürfnisse zu befriedigen. Geld ist ein Tauschmittel. Man tauscht die wirtschaftlichen Güter nicht unmittelbar aus, sondern giebt ein Gut für Geld hin und kauft alsdann für Geld ein anderes Gut ein. Und dies geschieht deshalb, weil es schwierig wäre, immer gerade Demjenigen zu finden, welcher das begehrt, was man übrig hat, und das übrig hat, was man begehrt. Ein Viehzüchter will ein Schaf abgeben und einen Hut einkaufen. Soll er nun warten, bis Jemand auf dem Markt erscheint, der einen Hut verkaufen und ein Schaf einkaufen will? Da könnte er lange warten. Giebt es aber ein wirtschaftliches Gut, das Jeder gern in Zahlung nimmt, so ist das Geschäft erleichtert. Für das Schaf wird eben dieser allgemeinen beliebte Gegenstand eingetauscht, und für diesen Gegenstand der Hut.

Ein solches Tauschmittel dient zugleich als Werthmesser. Man stellt den Werth zweier verschiedenen Größen am besten dadurch fest, daß man sie mit einer dritten bekannten Größe vergleicht. Schaf und Hut wären schwer vergleichbar; nimmt man aber Geld zum Maßstab, dann ist ihr gegenwärtiges Werthverhältnis leicht festzustellen. Was für die Messung im Raum die Maßentheiten sind, das ist für die Messung des Werthes das Geld.

Als Tauschmittel und Werthmesser konnten naturgemäß nur Gegenstände des verbreitetsten Bedürfnisses in Frage kommen. Die abstraktesten Waaren werden Geld. Bei Jägervölkern sind dies Thierhäute, bei Hirtenvölkern ist es das Vieh. Der Preis wird in Einheiten, z. B. eines Wiberfelles, Waidwurz oder in Körben ausgedrückt. Das esthnische Wort „Maha“, Geld, hat in der verwandten lappländischen Sprache noch die Bedeutung von Preiswert. Das alte russische Wort für Geld „Kuny“ bedeutet ursprünglich Waidwurz. Das lateinische pecunia kommt von pecus (Vieh) her. Ebenso begegnet uns als erstes Geld Sklaven und Sklavinnen; Ackerbau und Fischereiwirtschaft, Schmiedewaren, Mäntel, Goldringe, Silberkugeln und dergleichen. Die Sklaverei blieb Rechnungseinheit im Geldsystem auch nach Aufhebung der persönlichen Unfreiheit.

Unser Wissen über die Entstehung des Geldes ist neuerdings durch ein englisches Buch wesentlich bereichert worden. William Ridgway, Professor an der Universität Gort, hat diesen Gegenstand gründlich behandelt. Er zog die Zustände der heute noch in primitiven Verhältnissen verbliebenen rückständigsten Völkerstämme heran und verglich damit die frühesten Geschichtsüberlieferungen heutiger Kulturvölker. Seine Schrift bietet eine reiche Ansammlung des interessantesten Materials und hat einem jüngeren Nationalökonom, Professor W. Koh, Veranlassung gegeben, in Comads Jahrbüchern gerade an dem Geldproblem einmal die Vorzüge der induktiven Methode der Wirtschaftswissenschaft gegenüber der deduktiven nachzuweisen.

Um nur einzelne Beispiele hervorzuheben, so hat die Werthkala, nach welcher in Darfur in Centralafrika geschäftet wird, als höchste Einheit den männlichen Sklaven, der sechs Spannen vom Knie bis zum Ohrlappen groß sein muß. Man schätzt den Werth eines Pferdes, indem man sagt, es sei zwei oder drei Sklaven werth. Ein Sklave wiederum wird als gleichwerthig betrachtet mit dreißig Stücken Baumwollgewebe oder sechs Schafen. Beim Brautkauf zählt der Bräutigam seinen Schwiegervater zwanzig Kühe, sowie einen Sklaven und eine Sklavine. Ein anderes in der Entwicklung zurückgebliebenes

Volk, die Baharns in Anam, haben als höchste Wertheinheit den männlichen Sklaven, während die nächste Einheit Büffel und feilfertige Gefäße bilden, von denen je nach Größe und Beschaffenheit sechs bis sieben Stück einem Sklaven gleichgeschätzt werden. Ein Büffel oder ein Kessel bilden wieder das Äquivalent für zwei irdene Krüge von bestimmter Form und Fassungsvermögen. Die kleinste Wertheinheit wird durch die Zahl von zehn eisernen Nadeln dargestellt, die von den Gedans angefertigt und von den Baharns als landwirtschaftliche Geräthe benutzt werden. Zehn dieser eisernen Nadeln gelten so viel als hundert französische Denare.

Die viehzüchtenden Völker, welche Viehgeld besaßen, unterschieden sorgfältig den Werth von Viehgeld verschiedenen Alters und Geschlechts. In den Vorkriegsjahren des Nordamerika wurden drei verschiedene Qualitäten Ochsen, ferner Kühe, Schafe, Stuten, Kameele als Wertheinheiten aufgeführt. Die höchste mittelste Wertheinheit des altperischen Viehgeldsystems, nämlich der Lohn, den ein Arzt für Heilung eines besonders hochstehenden Würdenträgers beanspruchte, kam, ist ein Viegepaar sammt Wagen. Den homerischen Sängern schwebt gleichfalls ein Wirtschaftszustand vor, in welchem das Vieh als Maßstab von Werthen gilt. In der Ilias werden die Preise aufgeführt, welche Achilleus bei der Leichenfeier für Patroklos den Hingekämpfern aussetzte:

„Pelus Sohn nun stellte noch andere Preise des Kampfes,
Zeigend den Danaerwollt des mißlich freudenden Ringens:
Erlt den Sieger den großen und feuerübenden Dreihuf,
Wägen an Werth zwölf Küder bei sich die Danaer schälten, —
Doch dem Besiegten stellt er ein hülfendes Vieh in den Kampfpreis,
Krug in mancherlei Kunst und geschäft vier Küder an Werth.“

Der Schmuckbedarf führt bei einer Reihe von Völkern dazu, im Waarengeldsystem den Mangel einer Stelle zu schaffen. Die Mangelart, ein Schmarz, gerührt, sind auch in Kalifornien beliebt. Eine bestimmte Menge Mangel wurde dort noch in diesem Jahrhundert dem Mangel zweier Frauen oder zweier Schmarzen oder von 25 Zintbärenfällen oder dreier Bomben von normaler Qualität oder endlich der Summe von 100 Dollars gleichgeschätzt. Auch nachdem die Mangel ihre Kaufkraft verloren hatten, nachdem also die primitive Skala des Waarengeldes zerbröckelt war, blieb das Mangelgeld geschäft als die Gabe, die man den Todten in die Jagdgründe des Jenseits mitgab.

Auf höheren Wirtschaftsstufen gelangt man ausschließlich zum Gelde. Die Edelmetalle Gold und Silber haben den Vorzug, dauerhaft zu sein. Sie sind ferner ihrer Zusammenlegung nach gleichmäßig, sie daß nicht mehrere Werthsorten unterschieden zu werden brauchen. Sie sind beliebig theilbar und formbar. Sie bieten dem Transport wenig Schwierigkeiten. Sie haben ein schönes Aussehen. Und endlich verfügen Sie mehr als jede andere Waare über Werthbeständigkeit. Alle diese Eigenschaften lassen die Edelmetalle zur Geldfunktion im höchsten Maße geeignet erscheinen. Wenn das Geld das Gut sein soll, welches Jeder für jedes Andere Gut anzunehmen und Jeder für jedes begehrt Gut hinzugeben bereit ist, so ist Gold und Silber das beste Geld.

Das Gold ist für den des Bergbaues und der Schmelzwerk noch untauglichen Willen das am leichtesten aufzubereitende und zu gewinnende Metall. Als Schmelzwerk findet es sich im Sand der Flüsse, befreit von dem harten Gestein, von dem es sonst bei bergmännischer Gewinnung erst mühsam zu trennen wäre, und lenkt durch seinen Glanz das Auge des Menschen

Für ihr Kind.

Novelle

von Dora Duncker. [Nachdruck verboten.]

In einem altmodischen vierstöckigen Miethshaus in der Frankfurterstraße stand der Thoweg weit geöffnet. Durch seine düstere Öffnung sah man von der Straße bis auf den engen, winkligen, von hohen Mauern umgebenen Hof auf dem trotz der kühlen Schneeflocke eine Schaar schamloser Kinder ihre tölpelhaften Spiele trieb. Jetzt trat eine blühende Stille ein.

Der Wirth, eine gefurchte Persönlichkeit, kam die Hintertreppe herab und über den Hof geschritten. Er inspizierte wieder mal, und da sich es nicht lohnte, in kleinen Gruppen drückten sich die Kinder kühnlich zusammen und verharren so, bis der Besizer den Hof wieder verlassen hatte.

Trennen im Thoweg wurde der kleine, schönbar immer bis über die Ohren in Geschäften stekende Mann von dem Briefträger aufgeholt.

„Sie haben ja hübsch vornehme Mieter jetzt, Herr Postmann.“ Er hielt ihm ein mit einer Firmenadresse überdrucktes Quartier auszugeben.

„Baron von Werthig — stimmt das?“

Der kleine rieb die Knöchel seiner spitzen, roten Finger vergnügt gegen einander.

„Na ob's stimmt. Vier Treppen links, vorne raus. Giebt uns 'n hübschen Kamin hier. Wo sagen Sie mal, Sie glauben's wohl noch immer nicht? Ja, ja, hat sich manches verändert bei uns, Schimmelmann, seit Sie drüben im anderen Viertel vertrieben haben. Am meisten Sie aber auch, daß Sie raus kommen, wird's vielleicht brauchen können, der Herr Baron, was Sie da bringen —“ der kleine Mann riefte an seiner Brille — „oder sollte es am Ende wieder —? Geben Sie doch mal her, Schimmelmann! — Hol's der Däbel — wahrhaftig, schon wieder 'ne Rechnung — ne, ne, ne — wo

sie bloß alle herkommen? Leben doch da oben reine weg von der Luft! Die arme Frau! Welche hat sie pünktlich bezahlt, alles was recht ist. Ja, ja, die Vornehmen! Nanu aber los, Schimmelmann, freigen müssen sie 'n ja doch mal.“

Kopfschüttelnd trat der kleine Mann mit kurzen, schnellen Schritten davon. Der Briefträger hing langsam die steilen Treppen bis zum obersten Stok.

Auf der kleinen, niedrigen, weißgeputzten Thür war eine Visitenkarte befestigt. Unter der kleinsten Krone las er: „Baron Kurt von Werthig, Premierlieutenant a. D.“

„Ach so“, machte Schimmelmann und zog die Klingel, die einen starken Schellen laut gab. Als ihn nicht gleich geöffnet wurde, steckte er das Schreiben in den Briefkasten unterhalb der Visitenkarte.

Der Adressat des Briefes, Baron Kurt von Werthig, sah indessen mit finstern zusammengezogenen Brauen an seinen verächtlichen Pflichten. Er schien die Klingel vielmehr mit Wohlgefallen überhört zu haben. Jedenfalls machte er feinerer Anstalten, sich von seinem bequemen Sitze zu erheben, sondern war abwärts mit dem befestigten, an der linken Seite seines starken blonden Schnurrbartes zu tunen und ein paar Füge aus einer Padova zu nehmen, deren feinstimmiger Duft in seinem Gegenstand zu der schmerzlichen Erinnerung des Zimmers stand.

Ein paar Mal hatte der „schöne Kurt“, wie er genannt wurde, als er noch bei der Garde stand, seine abwechselndste Beschäftigung auch schon mit einem lauten Gähnen unterbrochen.

Als jetzt die Thür rasch und hörbar aufgeschloß wurde, kam zum ersten Mal ein Zug von Interesse in Werthig gelangweiltes Gesicht. Ein kräftiges Mädchen von etwa zehn Jahren mit einem langen blonden Zopf im Nacken, die ganze Gestalt in eine hohe schwarze Schürze gelehrt, trat lebhaft auf die Schwelle. „Ach, Du bist's, Jse — ich dachte, es wäre die Mama.“

„Nein, ich bin's Papa“, rief das frische Kind lachend und sprang ihm umgehirt um den Hals. „Es ist doch ein Vorüber.“

Werthig sah den Willfang missbilligend an.

„Wenn Du nur nicht so unvorsichtlich in all Deinen Manieren sein müßtest, Jse, und dabei lauzte Werthig auf, als ob er das schlimmste Verbrechen zu konstatieren gehabt hätte.“

Das Kind seufzte betrübt den hübschen Kopf.

„Na also — vergiß nicht immer wieder, daß Du eine Baronesse Werthig bist.“

„Sie trat ans Fenster, um auf den Zehen stehend einen Blick auf die Straße zu erhaschen.“

Werthig lehnte sich höflich in die Sopha zurück und zog seine graubraune Jagdjoppe fester um die Knie.

„Du, Jse —“

„Papa!“

„Ich glaube, es ist wieder einmal schlecht geheizt — kannst Du nicht noch ein bisschen nachlegen?“

Die kleine wandte sich um und schüttelte sehr energisch den Kopf.

„Nein, Papa, — die Mama hat's verboten, — die Wänter müssen bis zum Leuten reichen, sie hat sie schon für jeden Tag abgezählt.“

Werthig trat beifüg mit dem Fuß auf und war eben im Begriff, einen hübschen unvorsichtlichen Fing auszustrecken, als die Thür abermals aufging und Frau von Werthig eintrat.

Mit einem Freudenstreich stürzte Jse auf sie zu und umhakte sie. Einen kurzen Augenblick hielt die kläglich, tief brünette Frau das blonde Kind warmherzig in den Armen, dann schritt sie auf ihren Mann zu, der nachlässig in der Sopha die Füße geliebt war.

„Ich komme spät, Kurt, hoffentlich ist Dir die Zeit nicht lang geworden.“

Er gähnte statt aller Antwort auf, dann brümmte er unliebenswürdig zurück:

„Nichtig ist sie mir lang geworden, oder glaubst Du etwa, eine tolle Stube, kein anständiger Tropfen zu trinken, und immer nur die eigene Gesellschaft, das sei auf die Dauer kurzweilig?“

„Du solltest ansahen, Kurt.“

„Wirklich und ein ganz leiser Vorwurf paarten sich in der sanften Stimme Frau Alexandras. Kurt hörte nur den letzten heraus.“

auf sich. Als ein Gut, das von Land zu Land wandert, wird das Gold frühzeitig ein Lausitzer und später der hauptsächlichste Geldstoff. Gold ist die erste Waare, lange Zeit sogar die einzige Waare, die gewogen wurde, nachdem einmal die Kunst des Wiegens erfinden war. Die älteste Waage ist die Goldwaage. Sobald die Schmelztechnik bekannt wird, ist die beliebteste Form, die man dem Golde giebt, die Form des Ringes, ferner der Spirale, von der sich Bindungen löstehen lassen für kleinere Zahlungen, endlich der Spange, die das Gemad zusammenhält.

Ein volles Beispiel, wie sich ein Lausitz von Maaren gegen Gold vollzog, giebt Herodot. Wenn die Karthager zu einer gewissen, jenseits der Säulen des Herakles wohnenden Nation gekommen sind, entladen sie ihre Schiffe, breiten am Strande die mitgebrachten Maaren zur Schau gar bedeckend aus, ründen ein großes Feuer an und ziehen sich dann vorsichtig auf ihre Schiffe zurück. Die Eingeborenen nahen, legen die Maare, um beizubehalten die Fremdlinge die Fahrt unternehmen, das Gold, ebenfalls zur Schau am Strande aus und ziehen sich zurück. Sind die Karthager mit der Menge des Goldes zufrieden, so nehmen sie es mit, ihre eingeführten Maaren als Gegengabe zurücklassend. Er scheint ihnen das darzubotene Gold zu wenig, so ziehen sie sich, ohne das Gold oder die Maare zu berühren, auf die Schiffe zurück, um abzumachen, daß die Eingeborenen ihren Einsatz an Gold vergrößern.

Die höchste Stufe der Münzverwirklichung wird dadurch bezeichnet, daß der Staat die Stücke Goldes in Bezug auf ihren Feingehalt genehmigt. Wir erhalten ein gesetzlich anerkanntes Geld, ein Zahlungsgeld. Auch heute allerdings kommt das Metallgeld noch vor, nämlich in der Gestalt von Barren, welche meist zur Vermittlung großer Zahlungen im internationalen Verkehr oder zur Deposition großer Summen, z. B. in Banken, benutzt werden. Im übrigen aber sind die Goldstücke in gemünzter Form. Der Staat hat sich probiert, geteilt, gewogen und mit Zeichen von Menge und Güte versehen. Sie sind geprägt und haben ihren festen Kurs. Das Gold erscheint gemischt zum Teil mit Kupfer, das Silber ebenfalls mit Kupfer. Außer den vollwertigen Münzen, die in jedem Falle als gesetzliche Zahlungsmittel gelten, giebt es unterwerthig geprägte Scheidemünzen aus Silber, Nickel oder Kupfer, die nur in beschränktem Maße gesetzliche Zahlungsmittel sind.

Verschieden von dem Metallgeld ist das Papiergeld. Während die Geltung des Metallgeldes wesentlich auf dem eigenen Werth des Metalls beruht, aus welchem es hergestellt ist, stützt sich die Geltung des Papiergeldes lediglich auf den Kredit dessen, der es ausgestellt hat. In dem Augenblicke, wo die Zahlungsfähigkeit des Staates oder der Bank, die solche Scheine ausgab, erschüttert ist, verliert das Papiergeld seinen Kurs. Das Gold behält seinen Werth; man kann es einschmelzen und aus dem Weltmarkt verkaufen. Das Papier wird, wenn der Ansteller den darauf benannten Betrag nicht zahlen kann, wertlos; man kann sich damit höchstens eine Cigarre aneignen.

Gerade am Papiergeld läßt sich erkennen, daß die Menge der Geldvermehrung allein den Staat nicht glücklich macht. Durch die Ueberreichung der Papiergeldwirtschaft läßt schwere Krisen herbeigeführt werden. Man erinnere sich nur an die Spekulationen zu Zeiten der französischen Revolution. Sie wurden in Massen ausgegeben, im Jahre 1796 circulierte etwa 45 Milliarden, ihr Kurs aber war einhalb Prozent, so daß man für eine Tasse Thee hundert Livres nominal zahlen mußte. Obgleich wenig ist an sich die Menge des laufenden Metallgeldes ein Beweis des Wohlstandes. Dem nicht nur auf die Menge kommt es an, sondern auch auf die Umlaufgeschwindigkeit. Hundert Thaler, die immer umlaufen, leisten weit größere Dienste als Millionen, die vergraben sind. Die Menge der Geldzeichen hat sich nach dem Bedarf der Volkswirtschaft zu richten. Man soll dem Verkehr nicht Geld ausprägen, das er nicht braucht und deshalb zurückweist.

Ueber diese Grundzüge herrscht wenig Streit. Aber mächtig lodert des Habens Flamme empor, sobald die Frage berührt wird, welches unter den Geldmetallen am besten als Geldstoff zu verwenden ist, ob Gold allein oder Gold und Silber zugleich. Da kommen die Goldleute und wollen das Silber entfernt sehen, und auf der anderen Seite suchen die Silberleute das weiße Metall neben dem rothen Golde auf den Thron zu erheben. Und endlich naht eine dritte Partei, die die goldene Mittelstraße einhalten, sie aber doch mit etwas mehr Silber pflaumen will. Wir thun uns die Schlachtrufe entgegen: die Monometallisten, die Bimetallisten. Was bedeuten diese Schlachtrufe? Und welcher unter den Kriegen im Streit hat Recht? (Ein Schlachtfeld folgt.)

Der Große Kurfürst und der Wunderglaube.

Nach archivalischen Quellen
von Georg Galland.
(Nachdruck verboten.)

I. Friedrich Wilhelm und das „naturwissenschaftliche“ Wunder.

Nichts ist begreiflicher, als daß in volkstümlich geschriebenen Büchern die Träger der vaterländischen Geschichte in festen, edlen Umrissen hervorgehoben werden, frei von jenen kleinen Mängeln und Schwächen, die ihnen die Noth der Gehaltlosigkeit anhaften. Wenn der heranwachsenden Jugend Gelegenheit geboten werden soll, sich für Ideale und Großthaten zu begeistern, dann genügt es in der Regel, nachzuweisen, daß gute Absichten durch Kraft und Beharrlichkeit zu glücklichen Ergebnissen geführt haben. Und es verhält sich wenig, daß man dem ungeheuren Blick des Anfängers die Kenntnis von mancherlei Nebenbänden und Zwischenfällen vorenthalte, die ihn vielleicht stärker fesseln als bedeutsame Hauptereignisse. Den historischen Forscher entbindet dies natürlich niemals von der Pflicht, der Wahrheit überall auf den Grund zu gehen, um, sobald es ihn dazu reizt, ersten Leuten die Resultate seiner Späghinterforschungen zugänglich zu machen. . . Was nun das ruhmvolle Lebenswerk des Kurfürsten Friedrich Wilhelm betrifft, so wird kein Maßgebender behaupten können, daß durch die strenge Prüfung der Urkunden, durch die Macht der Thatfachen auch nur die mindeste Einbuße an der bisherigen Werthschätzung des Staatsorganisations berechtigt sei. Nur Jemand ohne historischen Sinn kann hier mit dem Maßstab moderner Sittlichkeit oder vom Standpunkt beschränkter Parteilichung gegenständig urtheilen. Um so weniger halten wir es für unbedenklich, eine so geliebte Persönlichkeit in Verbindung mit gewissen Schattenseiten ihrer Zeit zu betrachten. Auch für die wissenschaftliche Geschichtsschreibung ist es nicht unmöglich, ein solches Ganges detrikt werden! Sie darf ihrem Heiden nicht den natürlichen Boden, nicht das Mittel rauben. Sonst gestaltet sie einen auf hohen Kosten zu schreitenden Kurpurträger, seinen warmblütigen Fürsten des 17. Jahrhunderts, das bei uns, während blutiger Kriege, tief unter der Höhenluft Schatzkammerer Naturanschauung geathmet hat.

Es ist zwar nicht behauptet, aber gleichsam als selbstverständlich angenommen worden, daß Friedrich Wilhelm dem Wunderglauben seiner Zeit und Umgebung im Allgemeinen feindlich stand. Man erzählt uns, wie der Kurfürst einmal (1661) gegen den im Kriegeglück grassirenden Kumborg von Wassenbehörderung und anderer Zauberer kräftig einschritt, und wie er ein anderes Mal die vor Zeiten in Berlin angebeteten Krochen-Reliquien von Heiligen gegen ein fälschliches Plümenkind des Antropometrischen Jesuitens und Malers Seghers einstufte. Damit ist in Wahrheit aber, bezüglich seiner Stellung zur Superstition, sehr wenig gesagt. In letzterem Urtheile handelte er wohl nicht anders, als jeder Mensch damals gehandelt hätte. Sein erster Instanz aber kann höchstens geschlossen werden, daß er den rohen Formen des Aberglaubens keine Umgebung abgewiesener war. Die Umgebung aber lebte noch in den Einwirkungen an die Zeit des dreißigjährigen Krieges, der die geistige Kultur Deutschlands so tief herabdrückte. Wie schwerverwundet lag es noch immer in den Augen der meisten Menschen und hinderte sie, die tagelange Wahrheit zu erfassen. Nach damaligen Begriffen standen z. B. die vom Glück dauernd begünstigten Personen jenes Krieges unter Einwirkung eines besonderen Zaubers. Nach wie vor fand der Glaube an Amulette, Talismane und Nothmännchen, die den Leib des Trägers gegen Hieb, Stich und Schuß schützten, überzeugte Anhänger. Und ähnlich trübte lagen die Verhältnisse auch häufig in höheren und höchsten Regionen, gab es doch erwiebnemachen Fürsten, welche damals und später Astrologen, Nekromanten und Alchimisten im Solbe hatten.

Am Berliner Hofe des Großen Kurfürsten hätten wir freilich solchen Leuten nicht begegnen können. Es mag sein, daß der hier anfänglich herrschende nüchtere Geist und der Ruf der Sparpolitik Wankstufen dieses Schlages auch von brieflichem Verkehr geraume Zeit abschiedte. Und so lange der flärende Wind von Holland her, wo einst Philosophen wie Cartesius und Spinoza lehrten, kräftig genug wehte, scheint die vernunftgetränkte Nüchternheit in des Kurfürsten Nähe die Oberhand behalten zu haben. Später aber, nach dem Tode der ersten Gemahlin Friedrich Wilhelms, der „Königin“ Draxian, gab der Herrscher seiner Vorliebe für Geheimmittel und Wunderdinge nachweislich oft genug und unumwunden Ausdruck. Selbst die enge Fühlung mit den

Gestern der westlichen Republik konnte Gegenströmungen von Norden und Süden auf die Dauer nicht verhindern. Diese Gegenströmungen haben seine in keine längst vorhandene Richtung zur Superstition angefaßt. Der Sohn der geistvollen Elisabeth Charlotte von der Pfalz war schon tief nüchtern in die Welt blickender Knabe gewesen, sondern grade als Kurprinz anheft erregungsfähig und lebhaft empfänglich. Im bekanntesten ist ja seine einmal sogar bis zur Gallianation gesteigerte Furcht vor den Nachstellungen des Grafen Adam von Schwarzenberg, auf dessen Gift er hauptsächlich eine erst nach seiner Vermählung schwindende Hautkrankheit zurückführte. . .

Unverwandene Naturercheinungen erzeugen leicht abergläubische Vorstellungen. Doch verdienen diese durchaus nicht immer das Stigma der Lächerlichkeit. Sie bildeten einst vielmehr die erste wichtige Staffel des noch irrenden Denkens, den Uebergang zur dämmernen Erkenntnis. Wenn wir daher in Folgenden den Nachweis führen wollen, daß der Kurfürst den gewöhnlich in ein wissenschaftliches Gewand gekleideten Ueberlegungen der Geisteswissenschaften unter seinen Zeitgenossen theilte, so soll damit kein Vorwurf gegen ihn erhoben, sondern im Gegentheil betont werden, daß er, in einer materialistisch-engehörigen Welt, zur Aufklärung der überhaupt Denkenden gehörte. Diese letzteren, nicht etwa die großen einsamen Philosophen, vertreten die Geistesrichtung des Jahrhunderts am eigentümlichsten. Sie gleichen neuen Kindern, die z. B. ein überraschendes chemisches Experiment den Grund eines Wunders ansieht. Was wir heute von der Höhe unserer naturwissenschaftlichen Erkenntnis als notwendig und folgerichtig betrachten, das stammte Jene als fabelhafte „Kunststücke“ oder als Geheimnisse der Gotteserschöpfung an. Daher regten seltsame Naturercheinungen damals mehr die Phantasie an, während sie heute vorzugsweise den gründlichen Verstand reizen.

Vor Friedrich Wilhelm, dem Zeitgeist folgend, ein heftiges Verlangen nach geheimnißvoll wirkenden Maschinen und dergleichen Dingen ähnelte, war seine leicht entzündliche Phantasie bereits in anderer Richtung beschäftigt. Ich denke an sein so intensives Interesse als Kuratienammler. Auch hier zog ihn das Ungewöhnliche und Erfremliche an. Ueber selten gefundene Steine und Muscheln, die seine Grottoer Hofmar und Baratta zu Garten- und Saaldekorationen verwenden mußten, empfand er beinahe kindliches Vergnügen. Für eine Sammlung von Reliquien, die ihm einst sein clesischer Statthalter Moris von Rastau, der Brasilianer, der in ganz besonderen Ansehen bei ihm stand, überließ, bot er die ungeheure Summe von fünfzigtausend Thaler. Und zu gleichem Zwecke korrespondierte er später mit dem Major G. Wolensam in Batavia, der die Sammlungen der kurfürstlichen Kuratienammler, durch die Vermittlung der holländisch-Indischen Gesellschaft, fortgesetzt mit europäischen Naturobjekten, Waffen, Geräthen und Kleidungsstücken bedachte.

Charakteristisch ist auch der schriftliche Verkehr mit welt-erfahrenen Reisenden, mit Entdeckern und Gelehrten. Hier schlug der Kurfürst stets einen wärmeren Ton an als sonst in seinen Briefen und hielt mit seiner lebhaften Anerkennung und Theilnahme niemals zurück. So genügt es ihm nicht, daß der Mathematiker Lehler in Romwegen in einem elf Seiten langen Schreiben über eine Reise durch Südamerika nach den alten Kulturländern Mexiko und Afrika berichtete, er lud ihn noch zu mündlicher Unterhaltung an seinen Hof ein (1683). Von diesen sympathischen Neigungen, die beinahe nicht eher ruhen, als bis der rote braunbärtige Adler sich über den entsetzten, afrikanischen Gewässer wogte, gehen wir zu jenen über, die gleichzeitig das wirtschaftliche Aufkommen des Staates bezweckten. Freilich richtete sich die Aufmerksamkeit des Kurfürsten dabei häufig auf Vor schläge, die von oberem Leuten gemacht, in Wirklichkeit Geheimmittel recht zweifelhafter Art betrafen. Ein für Landwirthe nicht schwer zu erhaltendes Geheimmittel offerirte ihm ein Schleswig-Holsteiner Namens Johann Brandt die in Friedrichsstadt, um schlechten Ackerboden ohne Mist „mit einer allenthalben befindlichen Materie fruchtbar zu machen“ (1681). Der Resident des niederländischen Kreises, Otto von Guericke in Hamburg, erhielt den Auftrag, mit Vändigke über die Leistung der sogenannten Materie und die Bedingungen für Offenbarung des Mittels zu verhandeln. Eine andere Sache, die noch viel weniger vertrauenswürdig klingt, kam im März 1682 aus Dresden. Von dort wird dem Kurfürsten eine dunkle Persönlichkeit empfohlen, die ihm heimlich den Weg zeigen wolle, wie „mit einem geringen elischen Zornen, auch vielleicht gar zwei Millionen ganz sicher erhalten könne.“ Befagtes Mittel habe, „weder mit Commercien,

Natürlich — immer das alte Lied — angesehen — Beschäftigung finden — daß ich auch was anderes erwarten konnte! Hast Du etwa welche gefunden?“
Alexandra sah auf das Kind, das mit großen, traurigen Augen zu der Mutter hinstarrte. Eine leise Kopfbewegung genigte, um Jse aus dem Zimmer zu entfernen.
„Warum schickst Du sie fort, Deine Verbündete?“ fuhr Kurt bitter auf.
„Kurt!“
„Nun — ist sie's etwa nicht? Und immer mit Dir gegen mich. Ein Wunder nur, daß Du ihr die Kaffe nicht anvertraut und Ordre giebst, mich noch knapper zu halten, als Du selbst es schon thust.“
Ein unendlich schmerzlicher Zug zuckte um Alexandras Mund, als sie erwiderte nichts.
Durch ihr Schweigen gereizt, sprang er auf und schlug auf den Tisch.
„Und wozu das Alles? — die Schulden werden von dem verfluchten Knauser doch nicht bezahlt!“
„Aber wenigstens werden keine neuen gemacht. Und dann — vielleicht finde ich am Ende doch etwas — ich bin ja gesund und habe guten Willen —“
„Leider was?“
„Leider haben's bei Allen, was sich etwa bde, mit dem Wissen — Ich habe nichts ordentlich, nichts gründlich gelernt als reiten, schißen, fechten, jagen — Papas Ideal für die Erziehung seines einzigen Kindes.“
„Sollte Graf Menckel seine Tochter vielleicht zur Gouvernante oder Buchhalterin ausbilden lassen?“
Alexandra seufzte: „Wer weiß, ob es nicht besser gewesen wäre!“
„Müssen“, brummte Kurt, „dieser ganze neumodische Weibergelehrteitum — gesund und kräftig bist Du, das ist die Hauptsache.“
„Was müssen mir Kraft und Gesundheit, wenn mir dabei verhungern können“, murmelte sie vor sich hin.
Er stampfte ärgerlich mit dem Fuß auf und wandte den Blick.
Alexandra trat von ihrem Platte fort ans Fenster. Eine ihrer anhänglichen Pausen trat zwischen den Gatten ein, da eines sich stillschweigend gegen das andere aufsehte und jedes eine Furcht summer Vorwürfe gegen den anderen durch die Seele wälzte. Wie immer unterbrach Alexandra auch heute zuerst das böse Schweigen.

„Wünschst Du noch etwas, Kurt?“ fragte sie sehr sanft. „Ich möchte sonst zu Jse hineingehen, und bis zu Tisch mit ihr zu arbeiten.“
„Wozu erst wünschen“, brummte Kurt, „da mir doch kein Wunsch erfüllt wird.“
Er wieherte grimmig an der Spitze seines Schmirbarts.
„Ich weißtens noch ein bißchen heizen, man erstickt ja beinahe. Wenn Du's dem gnädigen Fräulein befehlst, wird sie's ja wohl thun — mir hat sie natürlich Opposition gemacht, wie immer.“
Alexandra wollte etwas erwidern, aber sie bezwang sich und sagte ruhig: „Es soll geschehen.“
„Noch eins. Laß mir den zweiten Band der Sportsnovellen aus der Bibliothek holen“ — er reichte ihr den ersten schmutz-farrenden über den Tisch herüber — „und dann, ich muß bei Tisch heute unbedingt ein Glas Nothwein haben, — wenn auch wieder Kaiser's Geburtstag noch ein Schicksalstag ist,“ warf er spöttisch dazwischen — „meine Nerven sind vollkommen auf dem Hund.“
Alexandra hatte zu alledem nur stumm genickt. Nun verzickte sie, ohne irgend eine der abfälligen Bemerkungen laut werden zu lassen, die ihr auf der Zunge schwebten, das Zimmer.
Sie fuhr durch ihr und Kurt's Schlafgemach, das enge Nebengeläch betrat, in dem Jse hauste, ahnete sie, sich nicht an den Posten ihrer Weltkraft lehnd, ein paar Mal tiefer und schwer auf.
Aber nur ein paar kurze Augenblicke lang blies sie so fast hilflos stehen. Dann bedovgte sie mit einer überströmenden, energischen Gebärde den schinen Kopf und trat bei ihrem Rinde ein.
Jse saß vor ungelimner Freude fast den Keinen wackligen Tisch zu Boden, an dem sie über ihren Beßen saß.
„Kommt Du endlich, Mutchen! Was hast Du so lange bei Papa gemacht? Hat er wieder mit Dir gekannt?“
Alexandra sah dem Rinde lieblosend über das reiche, goldblonde Haar.
„Nichts ist geschehen, mein Liebling. Papa hatte nur noch ein paar Wünsche. Du mußt schnell einmal herunterspringen und Frau Schmiedert bitten, daß sie mich der Bibliothek geht und dann herauf kommt und bei Papa noch ein bißchen heizt.“
„Aber Mama — Du sagtest doch —“
„Ja, mein Herzenskind — aber wenn der Papa es wünscht!“
Jse preßte die vollen Lippen trocken über einander.
„Soll ich gleich gehen, Mutchen?“
„Ja, Schatz, damit wir dann hinter einander arbeiten können — gegen Abend muß ich überdies wieder fort.“

„Ame, liebe Mama!“
Jse umarmte die Mutter stürmisch und zog dann mit der schlingigen Sportnovelle die vier steilen Treppen herunter, um der Aufwarterin im Keller die Aufgabe zu überbringen.
Sie war im Ansehen wieder oben.
Als sie die Thür zu ihrem kleinen Zimmer aufstieß, sah sie die Mutter mit dem Brief in der Hand da sitzen, den Schimmelmann vor einer Stunde in den Kasten geworfen hatte.
„Was kommt Du zu dem Brief, Kurt?“
„Ach, Mutchen, sei nicht böse! Ich sah ihn im Kasten stecken, als ich aus der Schule kam und da hab' ich ihn einzuweilen an mich genommen, bis Du kamst.“
„Und weshalb, Jse?“
Das Kind wurde dunkelroth.
„Ich hab' doch, Mutchen, daß es wieder die Weinrechnung war, und wenn Papa die bekommt, ist er immer so furchtbar heftig — und da darfst ich — er würde dann wieder böß gegen Dich werden — und darum —“
Jse fing heftig zu weinen an und verbarg ihren Kopf in der schwarzen Schultüchze.
„Ach Mutchen — es ist zu schrecklich!“
„Still, still, mein Liebling — weine doch nicht so — bernhige Dich — es wird besser werden.“
Jse hob das liebe, theänenüberströmte Gesicht zu Alexandra auf.
„Aber, Mutchen?“
„Sich, mein Herz. Komm, trockne Deine Thänen, wir wollen arbeiten, lieblich. Du darfst mir in der Schule nicht zu sehr zurückkommen, Kind. Siehst, noch ich Dir sage, zu Eltern hoff' ich bestimmt, Dich wieder in eine höhere Töchterschule schicken zu können.“
Jse Gesicht verklärte sich.
„In meine alte, liebe Schule, Mutter?“
„Das weiß ich nicht, Jse. Wir werden vorerst nicht wieder in den Baus gehen können — und das wird fraglich —“
„Aber, ich schon gut, Mutchen — wenn ich nur aus der schrecklichen Gemeindefeinde heraus darf. — Und dann — so manches Andere noch — na, Du weißt schon, Mutchen.“
„Ja, ja, ich weiß. Eins nach dem Andern, lieblich. O, ich will schon trachten, daß wir wieder alle vergnügt und zufrieden werden wie früher — auch der Papa.“
„Ach ja, bitte, auch der Papa“, warf Jse mit einem resignirten Stoßseufzer dazwischen.

noch Manufacturen, viel weniger mit Chymie einige Comorien." Es wird in den Akten nicht gemeldet, ob der Kurfürst dieser fragwürdigen Angelegenheit näher getreten ist.

Überhaupt fehlen bei einigen derartigen Offerten, die übrigens sämtlich eine Zeit angeht, als der Ruf der Sparämter des Berliner Hofes längst dem der Freigebigkeit und eines fast königlichen Glanzes gewichen war, die kurfürstlichen Verfügungen; bei anderen hind jedoch noch aufbewahrt. So liegt uns eine französische Korrespondenz Friedrich Wilhelms mit dem Abbé Michélet Antoine Sacki vor, der sich „Amouneur de la reine de Suède“ nennt, seinem eigentlichen Beruf nach aber Mechaniker und Optiker war und vom Kurfürsten mit der Anfertigung optischer Instrumente und Gläser betraut wurde, mit denen man überraschende optische Täuschungen und Spielereien produzieren konnte. Sein Wohnort war Hamburg, damals das Dorado internationaler Abenteurer; von dort meldete er dem Kurfürsten im Jahre 1678 neue Kuriositäten. Er könne Metall-Samen herstellen (estraine une ame ou la sperme des metaux), Quecksilber aus allen Metallen, Gold ausgenommen, gewinnen, den Mannier nach Belieben dunkel färben und Tropfen zum Fersprechen anfertigen. Die französische Antwort Friedrich Wilhelms (Samur 1674) ist kurz, aber fast fortdal. Er scheint Alles völlig ernst zu nehmen; es würde ihm sonderliches Vergnügen bereiten, wenn Sacki ihm Alles mittheilen wollte, und Jener möge versichert sein, daß seine Sorgen und Mühen belohnt werden würden. (Vous pouvez estre asseuré, que je tascheray de reconnoitre vos soins et les peines.)

Ein anderer Charakter hieß Godefroy de Swartzstein, dessen Del der Kurfürst gegen das Podagra gebraucht, und der sich, auf Grund dessen, in einem Schreiben (Hraesborg, den 25. März 1680) mit einer ganzen Serie von Wunderdingen und Kunststücken zu illustriren suchte. Das föhliche Schriftstück atmet das Selbstbewußtsein eines Mannes, der an dem tiefen Eindringen seiner Mittheilungen auf den Empfänger nicht zweifelt. Wir wissen nicht, ob und wie ihm dieser hat antworten lassen. War die Frist von einem Monat, die der brave Menschensfreund dem Monarchen stellte, ungenügend bestreitet, so wollte Swartzstein sich nach Italien wenden, wo man ihn, wie er sich überzeugt stellte, mit offenen Armen empfangen würde.

Genau nahm der Kurfürst von seinen answärts residierenden Räten und Agenten eingehende Berichte über neue Erfindungen und Entdeckungen entgegen. Es ändert nichts an dem Lobe, welches wir der Unternehmungslust und Kühnheit des Berliner Hofes spenden müssen, auch wenn die wissenschaftlichen und technischen Nova, die hier zur Prüfung vorlagen und unbeanstandet passiren durften, für uns meist einen recht zweideutigen Charakter beizien. Es war eben die eigenthümliche Wissenschaft, die eigenthümliche Technik des 17. Jahrhunderts. Objekt geistlich, nur man daher bekennen, daß der Kurfürst von Brandenburg nicht bloß auf den politischen und militärischen Gebieten, sondern auch als Protector der mathematischen und technischen Wissenschaften hoch oben auf der Bünne stand und unermüdetlichen Umschau nach nützlichen Novitäten hielt. Die Mehrzahl diesbezüglicher Offerten kam von Hamburg. Die erste, die uns interessiert, trägt die Unterschrift eines Bertrand de la Cotte (September 1668). Er schreibt, er hätte mit einer Maschine des Archimedes, die er durch Gottes Gnade, circa zweifelhafte Jahre nach ihrer ersten Erfindung, von Neuem erfand, vergeblich an die Thüren aller Gelehrten dieser großen Welt geklopft. „C'est la cause, particuliere que je prend la hardiesse de venir frapper à l'hôtel de Vostre Al: Seren: Elect: pour me plaindre de mon malheur, car estant informé qu'il n'y a personne au monde plus curieux que Vostre Al: Electorale!“ Mit dieser wunderbaren Maschine könne ein Mensch die allerhöchste Kraft erzeugen, und letztere sei leicht für Nützen aller Art anzunehmen. Sollte seine glorievolle Erfindung nicht die Krönung der besten Gelehrten befehlen, so verlange er nichts für sein Geheimniß. Andererseits aber verneue er darauf, daß die kurfürstliche Börse weit geoffener sein werde, „pour le bien du publicque“. Eine Antwort (im Konzepte) liegt dem Schreiben dieses Neuentdeckers nicht bei. Ein Jahr darauf (1669) machte der Hamburger Agent Friedrich Wilhelm ein „künstliches Subjekt“, den Mathematiker Nam Olearius, aufmerksam, der „seines Gleichen nicht hat weder in Dänemark noch Schweden“, und der nicht weniger als zehn Künste und Wissenschaften beherrsche u. A. „mit seinen Inventionen“ ein „Vacuum Artificiale“ zu verfertigen wisse, „daß es von zehn bis zwanzig Pferden nicht kann von andern gezogen werden.“

Wie der Kurfürst seine Lieblingsoffiziere und Lieblingskünstler hatte, so auch seine Lieblingsgelehrten. Solche waren z. B. die Mathematiker Nicolaus Goldmann in Leyden, Johann Tscheller in Hammwegen und Johann Hevelius in Danzig. Unter seinen Ingenieuren stand ihm wohl kein Anderer so nahe wie Joachim Ernst Bläse dorff (der übrigens nicht zur gleichnamigen Berliner Künstlerfamilie Bläse dorff gehörte), dessen Laufbahn als General-Quartiermeister-Lieutenant schloß. Interessant ist das Empfehlungsschreiben, das diesem der Kurfürst einst an Hevelius nach Danzig mitgab: „Dem Hochgelehrten Unsem lieben Besondern Joh. Hevelio, Mathseverwandten der Rgl. Alten Stadt Danzig. . . Hochgelehrter Lieber Besondere. Es ist Unser zc. Joachim Ernst Bläse dorff welchen wir, um sich in den Mathematischen Künften und Curiositäten capabel zu machen, einige Jahre in Frankreich und Italien verbracht gehabt, gemessen, nach Danzig eine Reise zu thun. . . Dieweil Uns nun eure in diesen und vielen anderen Wissenschaften erlangte sonderbare Experimente bekannt, Und Wir gerne sähen, daß Uns bemelter Bläse dorff von solchen euren mathematischen Experimenten und Curiositäten einigen Bericht abtathen möchte, als geschehen wir an euch ganz gutt, ihr wöllt euch dergleichen recommondirt seyn lassen, und wie er in dergleichen Sachen gute Wissenschaft erlangt, also auch mit denselben von euren mathematischen Instrumenten, Observationen und dergleichen Communication pflegen, welches Uns zu sonderbarem angenehmen Gefallen gereichen wird.“ (1669).

Mehrere Jahre zuvor (1661) empfing der Kurfürst von einem gewissen J. C. Moll in Hamburg einen langen Brief über einige „Mathematische Secreta“. Anbei lagen ursprünglich die Zeichnungen einer Maschine, die statt durch 50 Arbeiter, nur durch zwei bedient zu werden brauchte, und einer Mühle, „so stündlich zwei Tennen Roggen gutt Mehl abmahlen soll.“ Jener erwähnt Moll einen „hyperbolischen Spiegel“ (Reflektor), der mit bloß einer Lampe einen großen Saal von über 200 Schritten so hell erleuchten könne, daß man die kleinste Schrift erkennen und lesen kann; er werde hier gebracht, um statt der Becken, die die Stadtgraben zu erleuchten und das Feld zu erhellern. „Es sein mir auch alhier zwei große Tüsch (Feuerrohr), davon der größte 36 Schuh lang und den Wund 12 Schuh im Diameter präsentiren soll, item ein Reflektiv, womit man auf der Ebene auf einmal eine ganze Arnee beschützen kann, angetragen.“ Der Kurfürst antwortet (Gleve, 6. September), er könne sich auf der Zeichnung der Maschine nicht gut zweifeln, Moll soll von dieser und von der Mühle Modelle anfertigen lassen und einschicken, desgleichen einen „Nachspiegel“ (Reflektor) sorgfältig verpackt beizugehen, wegen der Zubi aber erst über die Kosten berichten. . . Man erwäht nun wohl aus den obigen, hier zuerst mitgetheilten Worten, daß alle diese „Secreta“ ein gewisses Maß des Ueberglanzens inne hielten. Es handelte sich lediglich um mehr oder minder starke Uebertreibungen, um mißverstandene Naturerscheinungen oder um gewöhnliche Geheimmittel. Dagegen mußten die Offerten jener klugen Leute und die Mathysche, der kurfürstlichen Berichterhalter dem wissbegierigen Herrscher, wenigstens bis etwa zum Jahre 1670, niemals den Glauben an interessanten Beispielen ähnlich gearteter Fälschen, daß sie ungeschwinder der Glanz ihres Zehorners erfrähten, um so mehr ihre Empfänglichkeit für alles Unverwendliche, Ueberflüssige, Wunderbare wuchs. Auch Friedrich Wilhelm hat sich einmal sogar durch das blendende Licht der Magie verlocken lassen.

[Ein zweiter Artikel folgt.]

Im Kreislauf der Kultur.

Von Ferdinand Rankel. (Nachdem verboten.)

Von den Babyloniern ging die Kultur nach dem Westen zu den Indogermanen, und während jene emporkamen, brachen diese zusammen. Die Zeit ging über ihre Baiken hin, und ihre Literatur verfiel, bis sie nach Jahrhunderten von den jüdischen Indogermanen wieder aufgedeckt wurde. Seitdem blüht die Engländer und die Deutschen und italienischen Jesuiten bemüht, aus dem Schutt der indischen und babylonischen und ägyptischen Welt jene längst vergangene Kulturperiode herbeizugewahren. In neuester Zeit ist der Kreislauf im Ausgehen, denn die europäische Kultur hat bereits wieder den Weg nach Asien gefunden. An unseren Universitäten sind japanische, indische und sibirische Studenten keine Seltenheit, und die Arbeiten eines Mikatso, die Siege eines Yamagata zeigen davon, daß der Osten wieder beginnt, seinen alten Platz unter den Kulturstaaten einzunehmen.

„Und wenn Alles so kommt, wie ich hoffe —“
„Dann hab ich auch wieder Schulfreundinnen, nicht wahr, Mama? Und dann reisen wir auch wieder! Ach wenn wir doch nur einmal nach Großpapa nach Astenfeld könnten! Nicht wahr, Mama, als der gute Großpapa noch lebte, da war noch Alles anders!“
„Nicht alles, meine Alie, aber vieles. Aber nun komm, komm! Wir vergeuden die Zeit, anstatt sie zu nützen. Auf diese Weise werden wir Beide nicht weit kommen, Mams!“
Alie schlug ihre Aufgaben für den folgenden Tag auf. Als sie den Befehlen für die Geographie-Stunde zur Hand nahm, fiel ihr ein, daß sie die Mutter noch um etwas bitten mußte, was ihr nicht leicht ward.
„Du, Mutterchen, nicht böse sein, aber ich kann nichts dafür. Auch in der dunknen Gemeindefchule müssen wir manchmal ein neues Buch haben. Hier,“ sie wies Alexandra den geographischen Atlas — „einen Anhang oder so was. Fürsich Henning soll jeder mitbringen.“
Alexandra lächelte und zog zwei Fünzigpfennigstücke aus dem Portemonnaie.
„Da, Knädelgeist. Das übrige magst Du als Taschengeld behalten. Hoff lang nichts bekommen!“
„O, Du godne Mama! Dafür wollen wir Beide uns himmlich annehmen. Nachher mach' ich meinen Plan. Jetzt will ich aber lernen, als ob ich gleich morgen wieder zu Fräulein Fuhrmann und in die dritte Klasse kommen sollte.“
Gegen Abend trat Alexandra nochmals zum Ausgehen gestiftet bei ihrem Mann ein, dessen Name und Nervenzufassung sich trotz des Wohlwollens bei Tisch wenig gebessert hatte.
„Wißt Du schon wieder sort — jetzt, bei Nacht und Nebel?“
„Ich bin bald wieder hier. Man wollte mir auf dem Bureau der Versicherungsgesellschaft endgiltigen Bescheid geben, ob man mich brauchen könne oder nicht. — Adieu, Kurt.“
„An der Thür drehte sie noch einmal um.
„Er ist unwillig von dem zweiten Band der Sportsnovellen auf. Was ist? Schon wieder die Weinrechnung dazu?“
„Nein, nein. Ich wollte nur bitten: sei ein bisschen gut mit Alie. Das arme Kind ist jetzt so viel allein.“
Eine Viertelstunde etwa, nachdem Alexandra gegangen war, warf Werbig das Buch ungeduldig auf den Tisch und rief nach seiner Tochter, die im Hinterzimmer ihre Schularbeiten zu Ende machte.
„Wünschst Du etwas, Laya?“

„Meine schwarzen Augen — ich will ansehen!“
„Sie wartete einen Augenblick, ob der Vater ihr sonst noch etwas zu den haben würde.“
„Ma wird's bad? Du künntest schon wieder hier sein. — Ist das ein Leben ohne Dienel?“ seufzte er.
„Sie kam mit den Sachen über dem Arm zurück.
„Kurt machte unständlich Toilette. Die enge Schlafstube und der kleine Wandspiegel zeigten dazu nicht aus.
„Die Kleine ging ihm geschickt zur Hand, wurde aber trotzdem unangenehm getadelt.“
„Wenn die Mama fragt — ich bin zu einem Bekannten gegangen und werde wohl den Abend über fortbleiben.“
„Schön, Papa — und —?“
„Das noch „und“?“
„Ich meine, ob ich hier ganz allein bleiben soll?“
„Selbstverständlich. Frage doch nicht so dumme. Mama wird jeden Augenblick zurück sein. Wenn es Dir zu lange dauert, kunnst Du Dir zu die Schöckel heraufholten. — Du, Alie!“
„Papa!“
„Gut — was ich fragen wollte — hast Du vielleicht ein bisschen Geld bei Dir? — ich habe nur Gold in der Tasche, und da kann man doch leicht in Verlegenheit kommen — wenn's nur 'ne Mark etwa wäre?“ Du kriegst sie morgen wieder.“
„Sie drehte das Geld, das die Mutter ihr heute gegeben hatte, in der Tasche hin und her. Sie war dunkeltoth geworden und kämpfte einen schweren Kampf. Sie wußte genau, daß wenn sie dem Vater die Mark gab, sie das Geld niemals wiedersehen würde. Das Buch aber mußte morgen in der Schule bezogt werden, und der Mutter durfte sie um keinen Preis das Geld noch einmal abverlangen. Ach und ihre Taschengeld, für dessen Verwendung sie schon die herrlichsten Pläne geschmiebelt hatte!“
„Ma, wird's bad? Hast Du kein Geld? Oder verbleibst Du es schon eben so schlau wie Deine Mutter?“
„Nein, Papa! Hier find fünfzig Pfennig!“
„Ist das Alles —?“ Er lag sie durchdringend an.
„Nein — aber das Uebrige gebe ich nicht her. Das ist für ein Schulbuch bestimmt.“
„Du bekommst es morgen zurück.“
„Aber nicht bevor ich zur Schule muß. Da schläfst Du noch, Papa.“
„So läßt Du Dir von der Mutter anderes Geld geben. Dir schlägt sie nichts ab.“

Und wenn es auch außer allem Zweifel ist, daß wir unsere Kultur aus Asien erhalten haben, so ist doch noch lange nicht festgestellt, daß wir sie auf einer Wanderung von dort her mitgebracht, mit anderen Worten, es darf durchaus nicht als sicher angenommen werden, daß die Wurzeln der europäischen Völker, die man unter dem Gesamtnamen der Indogermanen begreift, in Asien gewesen sind.

Anhaltspunkte für die Erforschung dieser Wurzeln fehlen uns fast ganz, und nur der scharfsinnigen philologischen Forschung ist es gelungen, einigermaßen Licht über eine Zeit zu verbreiten, die doch lange vor jener liegen muß, die wir als historisch kennen.
Da bringt auf einmal ein Zureist ganz neue Momente in die Forschung hinein, die richtig ausgehnt, uns unter allen Umständen Aufschluß über unsere Aurore geben werden. Rudolf v. Jhering, der vor zwei Jahren Verstorbenen, unterfucht in seinem nachgelassenen Buche (Reizig bei Breitkopf u. Härtel und Duncker u. Humblot), „Die Vorgeschichte der Indo-Europäer“ auf Grund der Kennzeichen, die sich noch bis in die historische Zeit erhalten haben. Das ist ein überaus glücklicher Gedanke, schade nur, daß dem Juristen die philologische Schaltung fehlte, um das Material gründlich zu verarbeiten. Ein geistreicher Mann aber trägt auch in fremde Disziplinen seinen Geist, und was dem schlechten Philologen zum Füllstück wird, der Mangel an disziplinärer Schulung, das erfährt dem geistreichen Geist unter den Philologen seine naive Frische und läßt ihn Wege finden, die in unentdeckte Gegenden leiten.

Daß Rudolf v. Jhering noch auf dem alten Standpunkte steht, die Urheimat der Indogermanen sei in Asien zu suchen, bringt ihn auf falsche Schlüsse. Aber die Resultate seiner Forschungen sind trotzdem unendlich werthvoll, weil sie jene Zeit, die absoluten Dunkel umfängt, durch das Licht einer scharfsinnigen Hypothese einigermaßen erhellen. Man muß jedoch bedenken, daß der Tod dem Gelehrten die Feder aus der Hand nahm, bevor er seinen letzten Gedanken niederschreiben konnte. Glücklicherweise sind Jherings umfangreiche Vorarbeiten erhalten. Er beschäftigt sich zunächst damit, den Kulturgrad der Indogermanen festzustellen, und während man diesen leither aus der Bildung der Sprache, aus Kunst und Literatur zu erkennen strebte, hat Jhering ihn aus dem Rechtsbegriffen der Völkergruppe abgeleitet.

Das war ein neuer Standpunkt, denn Rudolf v. Jhering machte auf einmal die überraschende Entdeckung, daß das arische Muttervolk auf einer sehr tiefen Kulturstufe gestanden habe. „Unkenntnis des Ackerbaues, Mangel der Städte, Unbekanntschaft mit der Verarbeitung des Metalls zu technischen Zwecken und zum Gelde, dürftige Entwicklung der Rechtsvorrichtungen, selbst der Begriff des Rechts noch nicht einmal sprachlich erfährt und von der Sitte und Religion nicht unterschieden!“ So lautet das harte Urtheil des Forschers. Und doch finden wir in diesem Zeitalter in Indien ein Volk leben, das wunderbare Gefänge zum Lobe seiner Gottheiten anstimmte, die sicherlich durch ein Leben von Jahrtausenden — wie selbst Jhering zugeben muß — entstanden sind. Wie in den arischen und indischen eine Sprache vor uns, die bis in die feinsten Nuancen des Denkens ausdrucksfähig ist. Wie weit zurück sind dagegen die Semiten, die Jhering wegen ihrer Steinbauten so hoch über die Arier stellt, wie niedrig in geistiger Beziehung stellen sie in der verglichenen Zeit. Erst lange später, wo die gewaltigen Dichtersymbolisten Jeremia und Eschiel lehrten und predigten, tritt ein Zwig der semitischen Familie in das Geistesleben der Welt ein.

Rudolf v. Jhering verlegt die Heimath des arischen Muttervolkes nach Arien, und zwar stützt er sich dabei auf folgende Momente: die Unkenntnis des Ariers von Meer und Salz, die Tracht des Ariers, das Schurzell, die Zeit des Aufbruchs aus der Heimath im März und die Beschränkung der arischen Wanderzeit auf die drei Frühlingsmonate, März, April und Mai.

Die Unbekanntschaft mit dem Meere ist nicht so ohne Weiteres anzunehmen, so leidenschaftlich, wie man diese Frage häufig behaftet, so energisch verneinte man sie, lediglich weil dem Sanskrit eine Bezeichnung für das Meer fehlte. Nimmt man an, daß die asiatische Heimath die ursprüngliche gewesen, dann allerdings würde das Vorliegen des Sanskrit deutlich. Versuchen wir uns aber zur europäischen Heimath, die durch die neuesten Forschungen fast als sicher angenommen werden darf, so ist ganz gut glaublich, daß die Indo-Arier in der Bezeichnung für Meer alles Sprachgut verloren haben.

Hermann Girt führt den Beweis für die Kenntniß des

„Nein, Papa, das thue ich nicht.“
„Eigentlich bist Du.“
„Er wack die Thür hinter sich zu und eilte über den schmalen, dunklen Flur die Treppe hinunter.“
Auf der Straße konnte er erleichtert auf. Die Wende, die er allein außer dem Hause zutrachte, waren die Hauptpunkte seines jammervollen Lebens. Es fanden sich noch immer ein paar Kavaliere, ehemalige Kameraden oder alte Bekannte vom Turm her, die für den schönen Kurt von der Garde ein freundliches Gesicht und eine offene Tasche hatten.
Freilich besuchte man mit Kurt von Werbig nicht gerade die Restaurants oder die Vergnügungskafes, in denen man Vorgesetzte oder Bekannte treffen konnte, aber immerhin, Berlin war groß und reich an unterirdischen Orten, an denen man sich amüsieren, oder wenn man Werbig etwas Besonderes anthun wollte, ein Zuehen machen konnte.
Während Kurt, das Taschengeld seiner Tochter im Portemonnaie, klassischen Ganges den Weg zu einem dieser wohlwollenden Kametaben einschlug, schritt Alexandra bitter enttäuscht die breiten Sandsteinstufen des Versicherungsgedebüdes hinunter.
Sie war wieder einmal abfälliger beschieden worden, hier, wo sie so gut wie sicher auf eine Anstellung gerechnet hatte! Ihre Hand, schritt, ihre Hefteln, ihre Orientierungsvermögen, alles war unzureichend befunden worden.
Was sollte daraus werden, wenn es so weiter ging!
Sie tapferte, heute Mittag noch so zuversichtliche Frau überließ es plötzlich mit einer eiligen Angst.
Selbst ihr, der Hoffnungsreichen, Muthigen, mußte ja am Ende die Einsicht kommen, daß sie auf diesen Wege niemals etwas erreichen würde. Wo aber, wo lag der Weg, auf dem sich eine Möglichkeit bot, die Jhren — wenn sie auch ihr Leben vielleicht nicht aufbessern konnte — so doch vor dem Verfallten, vor der Schande und dem Verhüngen zu bewahren? Wäre sie nur keine Barocum von Werbig geborene Gräfin Astenfeld! Könnte sie nur im großen Verbranch ihrer körperlichen Kräfte ihre Brod verdienen, da ihre geistigen Gaben und das oberflächlich Gelernte nicht dazu ausreichten.
Wenn sie auch die lächerlichen Vorurtheile ihres Mannes nicht theilte, so erkannte sie doch die Grenzen an, die ihr gezogen waren, und so, zum ersten Mal nach langen Monaten des Darbens und Gräbelns über eine neue Existenz, überkam Alexandra die Vera zweiflung.

Meeres bei dem arischen Muttervolk in Brugmann-Streibergs Indogermanischen Forschungen" (Vd. I) folgendermaßen:

Bei der Frage, ob bei dem Vespasian einer oder mehrerer Sprachen ein Wort für urelisch zu halten sei, kommt es darauf an, festzustellen, ob das Wort in den Einzelsprachen aus dem vorhandenen Sprachmaterial (Stamm und Suffix) neu gebildet werden konnte. Das ist bei *mari*, einem neutralen *i*-Stamm, entschieden nicht der Fall, denn solche sind überall selten, sie befinden sich auf dem Aussterbeort, so daß eine gemein europäische Neubildung entschieden eine große Unwahrscheinlichkeit in sich birgt. Es ist allerdings die Möglichkeit vorhanden, daß *mari* bestanden, aber eine andere Bedeutung getragen habe, und hierfür hat man sich wohl auf althochdeutsch *muor* Sumpf-Lache berufen, das zu *mare* im Ablautverhältnis zu stehen scheint. Das Wort ist indessen nicht beweiskräftig, da man *muor* besser mit *mos* verbindet, das sich noch heute in den geographischen Namen wie Erdinger, Dachauer *Mos* erhalten hat. Weber das Slavische noch das Keltische weisen einen Namen *mor* auf, und auf das Germanische allein ist nicht zu bauen.

Ist die Hochstufe dieses Wortes nicht weiter zu belegen, so finden wir dagegen die „tonlose Tiefstufe“ in zwei bis jetzt übersehenen Fällen. Die Lautgruppe *mr*, die als Tiefstufe zu *mor* anzusehen ist, wird in den meisten Sprachen nicht gebildet. Es ist jetzt festgestellt, zuletzt ausführlich durch Hermann Osthoff (Morphologische Untersuchungen, Bd. V, S. 85 ff.), daß nur im Griechischen und Germanischen zu *br*, im Lateinischen zu *fr* wird, und Hermann Sirt sieht daher den Stamm *mr* in der Bedeutung „Meer“ noch erhalten im griechischen *βοῖς, βοιωτός*, der Meeresschildkröte, *βοιωτός*, die Meeressäule betreffend, ein Wort, das sich schon bei Aristoteles findet. *v* ist wahrscheinlich aus *u* entstanden, wie in *υῖς, υἱός, υἱοποιός* entspricht ziemlich genau englisch *brack*, niederdeutsch *brack*, „Salz-Seewasser“, namentlich dasjenige, das zur Zeit der Flut in die Flüsse dringt.

Alles dies weist auf ein hohes indogermanisches Alter der Sippe in der Bedeutung Meer hin, und es ist kein Grund, trotz des Schwereits des Worts in den Indogermanen die Kenntnis des Meeres abzuschreiben.

Genauso steht es mit dem Satz, dessen eigentümliche Flexion salt salines den Berliner Indogermanischen Foh. Schmidt mit Recht veranlaßt hat, ihm indogermanisches Alter zuzuschreiben, obgleich auch in diesem Fall dem Indischen das betreffende Wort fehlt.

Das Schurzfeld in dem Jhering ein „Ursprungs-certificate der Indoeuropäer“ sieht, muß noch lange nicht auf eine atlantische Heimat deuten. Denn es kann doch damit nicht gelagt sein, daß die Indogermanen nach gegangenen Jahren, wenigstens nicht im Winter. Das Leberwintens des Viehs im Freien ist ebenfalls kein Beweis, denn im heutigen Kleinasien wird das Vieh im Winter ebenso in Ställe getrieben wie im nordischen Europa. Jhering geht also zu weit, wenn er aus dem Fehlen des Wortes für Stall auf ein Fehlen der Sache schließen will. Die nach Süden wandernden Väter haben eben ihr Vieh mitgenommen und im Winter im Quartier eingebaut.

Und wenn ich von Jhering lerne und sehe, daß die in der historischen Zeit beobachteten Wanderungen sich alle von unwirtschaftlicheren in reichere Gegenden, von fälteren in gemäßigtere bewegen, so behaupte ich, es ist wohl möglich, daß die Väter aus ihren kalten Wohnstätten im heutigen Skandinavien nach dem heutigen Süden wanderten, aber es widerspricht der menschlichen Natur, daß man vom *Don* und *Araxes*, vom *Abganz* des Himalaya und vom *Indus* nach dem kalten, kumpfigen Skandinavien und Germanien wandert.

Auf die europäische Heimath treffen aber jeltamer Weise auch die Resultate Jherings zu. Das wilde Volk in den unwirtschaftlichen Gegenden war auf einer sehr geringen Kulturstufe. Erst als es sich durch die hochkulturellen Semiten, die schon früh ausgezeichnete Baumeister, Mathematiker und Astronomen waren, durchgeschlagen hatte, konnten sie die Jnder werden, die wir heute in ihrer Sprache und Literatur kennen.

Wie schaffte Jhering in das Irleben der Väter einzudringen, versteht, beweist das zweite Buch, in dem er Väter und Semiten nebeneinander behandelte. Das glückliche Gegenüberstellen von Stern und Holz scheint mir ganz besonders werthvoll für die Beurtheilung einer Kultur. Der Steinbau zwingt ein Volk, an der Spitze zu halten, behaft zu werden, und mit der Selbstthätigkeit sind alle Kulturfortschritte verbunden.

Wenn wir also annehmen, daß die Väter auf ihrer nordwärts Wanderung die Kultur der Semiten aufnahmen,

so können wir auch einigermaßen die Zeit bestimmen, in der sie in die Wohnstätte am *Don* und *Indus* eingedrungen sind; die vielfachen Uebereinstimmungen in den Wortwurzeln der semitischen und arischen Sprachen weisen auf eine sehr frühe Verbindung hin, die dann ricklänfig wurde, als buddhistische Missionare den Semiten die Lehre der Liebe predigten. Seit jener Zeit hat die Kultur ihren Weg nach Osten genommen und nach und nach die Indogermanen, die ihren Urthum an nächsten geblieben waren, ergriffen, während die asiatische Kultur immer mehr zusammenfiel, bis sie von der wilden Vegetation überwuchert, von den Elementen zertrennt wurde. Und die Indogermanen übernahmen das Erbe, stark durch das Ringen mit der Wildnis, den Sumpfen und der Kälte. Ihr Ver sacrum brach an; das Jäger- und Hirtenvolk eroberte sich mit seiner naiven geistigen Kraft die Welt, um ihr von Neuem die alte, durch indogermanischen Geist gegangene Kultur zu geben.

Parodon.

Von (Nachdruck verboten).

Franz von Busch.

Ich darf mir das Zeugnis geben, daß ich nicht zu jener Klasse von Leuten gehöre, welche jedes fremdländische Wort aus unserer Schrift und Umgangssprache verbannen wollen. Ganz im Gegentheil möchte ich dafür stimmen, daß man Ausdrücke, die sich eingewöhnt haben und Jedermann geläufig geworden sind, beibehalten und nicht durch urdeutsche ersetzen soll, welche in ihrer Zusammenfügung den Ohren wehe thun und uns weit fremdartiger anmuthen als das sogenannte Fremdwort. Das schließt jedoch nicht aus, daß mich der Gebrauch mancher Fremdwörter geradzum ärgert, und dazu gehört „Parodon“.

Genaugemessen ist es nicht einmal das Wort, was mich verdrößt und anbringt, sondern der Ton, in dem es gesprochen, das Mienenbild, von dem es begleitet wird.

Ich gehe über die Strafe. Ein vor mir schreitender Herr hat seinen Stock in der höchsten hilflosen Manier unter den Arm hindurchgesteckt und sieht mir damit beinahe ein Auge aus. In einer Bewegung, an einem halbtönen Schreien merkend, er, welchen Verdrößt er beugte, und flüchtig über die Schulter schauend ruft er: „Parodon!“ davongehend in dem Bewußtsein sehr höflich gewesen zu sein, während er sich in Wahrheit einer argen Rücksichtslosigkeit schuldig gemacht hat.

In der Flederbahn mit gegenüber befindet sich eine ältere Dame; neben ihr sind noch ein paar Plätze frei, das hindert jedoch ein eilig hereinkommendes junges Mädchen nicht, sich auf das Kleid und den Umgang ihrer Nachbarin zu setzen.

„Bitte, mein Fräulein, sie sitzen auf meinen Kleidern.“ Darauf: „Parodon!“ mit einem Rosenzweiglein, einem Aehlein und einem Kleinigkeitchen des Kopfes, das sehr deutlich ausspricht: „Welche Kleinigkeitchen bist Du doch!“

„Darfste ich Sie erlauben, ein Klein wenig zu rücken,“ wird eine andere Dame ermahnt, die augenscheinlich weit mehr Platz einnimmt, als ihr laut dem goldenen Fräulein zukommt.

„Parodon!“ ruft sie, während sie sich dazu bemüht, es könnte aber nach Ton und Mienen ebenso gut heißen: „Unverschämter, lassen Sie mich in Ruhe.“

„Parodon!“ rufen die Herrschaften, welche nach Beerdigung von Theater, Konzerten und Vorlesung eine solche Eile haben, ihre Garderobe zu erheben, daß sie blühdig Alles niederrücken, was ihnen in den Weg kommt, wenn Schredensrufe sie darüber belehren, daß sie hier jemand auf den Fuß getreten, dort Einen mit den Ellenbogen einen schmerzhaften Stoß vor die Brust versetzt haben.

„Parodon!“ ruft laut, wenn sich abgeben zu haben und hält sich nicht für verpflichtet, durch eine weitere Beachtung dessen, was man angestrichelt, sich in seinem Stumme und Siegeslaute unterbrechen zu lassen.

„Parodon!“ Mit Nachdruck wird es ausgerufen, und rechts und links werden nicht ganz laust Diejenigen zur Seite geschoben, welche zwischen den letzteren Dingen auf einem galtschen Wisfel und einem nach diesen Verhältnisse Diktieren stehen. Könnte auch in diesem Falle erst recht werden durch das kassische Elat: „Und folgst du nicht willig, lo brauchst ich Gewalt.“

„Parodon!“ Der Tappissier hat die Remonladesauce, die er soeben zur Lackförmel nehmen wollte, über das Niederbaltene Seidenkleid der Dame gegossen, welche ihr Unthun zu seiner Nachbarin gemacht, und er lag es in einer Weise, als bediene sie eigentlich einen Vorwurf, daß sie einen Stoff, der so gar nichts beitragen kann, zu ihrer Abendtoilette gewählt hat.

Noch weit leichtfertiger, wenn nicht sogar wegwerfend, klingt das „Parodon“ dessen, welcher einem Tischgenossen den Inhalt eines Champagnerglases über den nagelneuen Frack geschüttet hat. Er findet es steinlich, lächerlich, daß Jener das so sehr an die unrechte

Stelle gekommene Maß schleimigt mit der Serviette zu trocknen sucht und ihm dabei nicht allzu fremdliche Blicke zuwirft. Was will man noch von ihm? Hat er mit dem „Parodon“ sich nicht als wohl-erzogener Mann gezeigt? Und übrigens: „Quel bruit pour une omelette!“

Ein paar Mal mußte ich Zeuge sein, wie ein Wagen einen bedauerlichswerten Menschen überfuhr, wie man ein Kind blutend unter den Füßen eines Rosses hervorzog, und Küstler wie Aelter bemittelt waren, sich durch die Stucht der Verantwortlichkeit für das durch sie angerichtete Unglück zu entziehen. Immer war es mir da, als läse ich auf ihren Lippen das Wort „Parodon“, die hochmüthige, brutale Entschuldigung für etwas, das man nicht selbst, sondern ein widerwärtiger Zufall herbeigeführt, und wofür man sich eigentlich gar nicht zu entschuldigen hat.

„Parodon!“ Sehr von oben herab, und nun folgt eine Berichtigung. Man hat irgend eine Nachricht gebracht, über welche der Andere besser orientirt ist oder zu sein glaubt.

Der Hubertsbürger Frieden wurde am 16. Februar 1763 geschlossen.

„Parodon, am 15.“ erfolgt die Berichtigung mit einem mitleidigen und zugleich vernichtenden Blick, als wäre durch diese Berichtigung ein schweres Verbrechen begangen oder wenigstens der Beweis einer bodenlosen Unwissenheit erbracht worden.

„Parodon!“ Es ist der sogenannte Zeitungstiger, der sich mit diesem kurz hervorgehobenen Worte aller in einem Cafe verfügbaren Zeitungen und Zeitschriften bemächtigt, er ist es aber auch, der mit seinem „Parodon“ in jedes Gespräch hineinplatzt, denn die unverständlichen Beschwörungen sind gewöhnlich eifrige Zeitungsläser.

Hat ein solcher Mensch, der Alles besser weiß als die Anderen, sein „Parodon“ vorausgeschickt, so glaubt er sich berechtigt, zu reden, wo er gar nicht aufgefordert ist, zu antworten, wo er nicht gefragt worden, zu belehren, wo man seiner Weisheit durchaus nicht bedarf.

Es wäre wirklich eine nicht unbedeutende Aufgabe für einen Vortragshörer oder einen Vortragshörer, einmal sinnfällig dazutreten, wie viel Hochmuth und Nachlässigkeit, wie viel Stolz, Gleichgültigkeit, Dünkel, Selbstgenügsamkeit, Ueberhebung, Egoismus, demüthigende Herablassung u. s. v. in diesem Wort gelegt werden konnte, das bald wie ein Giftmischel hingeworfen, bald wie eine Beseligung an den Kopf geschleudert wird und nur selten wirklich das ist, was es doch in Wirklichkeit sein sollte, eine Bitte um Entschuldigung oder Verzeihung.

Nun möchte ich allerdings nicht in Uebereinstimmung, daß ein gutes Theil der Bestimmungen, welche im „Parodon“ zum Ausdruck kommen, auch in die deutschen Worte „erlauben Sie“, „entschuldigen Sie“, „verzeihen Sie“ gelegt werden können und thatsächlich also gelegt werden. Das kann man schließlich aber mit jedem Ausdruck thun; behauptete doch ein Schuldner sehr erbittert, er sei durch einen „guten Morgen“ seines Gläubigers in beleidigender Weise an die Verzählung seiner Schuld gemacht worden.

„Ebenfalls klingt ein christliches deutsches „Ich bitte um Verzeihung“ aufrichtiger und herzlicher als das französische Parodon; es liegt in diesem hervorgehobenen Wort eine Herzensgüte, eine Rücksichtlosigkeit und eine Unart, die uns Deutschen nicht zur Liebe gereicht. Wir sollten uns den bequemen Zweifel gründlich abwaschen und ihn den Franzosen überlassen, bei denen eine leere Redensart viel ist, weil sie sie in eine befriedigende Form zu gießen wissen.

Meine kleine Strafrechtsgabe hat wenigstens einen Vorzug, sie ist ziemlich kurz ausgefallen, und ich hoffe, man wird sie mir bei ihrer vollständigen Unpersönlichkeit nicht verzeihen. Auf alle Fälle schliesse ich mit der Bitte um Verzeihung, nicht mit Parodon!

Adler und Rabe.

Ein Kamädenmärchen.

Mitgetheilt von

Dr. Alexis Markow.

Ein Adler und ein Rabe trafen einmal zusammen. Da sagte der Adler zum Rabe: „Du, Rabe-Wogel, weshalb lebst du 333 Jahre, während ich bloß 33 Jahre lebe?“ „Weil ich mich vom Ras ernehre und du rohes Blut trinkst“, antwortete der Rabe. „Da will ich mich auch vom Ras ernähren“, erklärte der Adler. „Gehalt, gehalt. Der Adler und der Rabe flogen weit hinaus auf ein großes Feld. Da lag ein todttes Pferd. Der Rabe und der Adler ließen sich darauf nieder und fingen an daran zu picken. Der Rabe war voll Entzücken. Der Adler aber pickte einmal, machte ein künftiges Gesicht; pickte zum zweiten Mal, doch beim dritten Mal rief er aus: „Sieber lebe ich nur 33 Jahre und ernehre mich vom Blut, als daß ich 333 Jahre lebe und Ras essen muß“ — und flog davon.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Grätzke in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Wasse in Berlin.

So war Vieles nachher herangekommen. Ein trübes, trauriges Fest. Als sie Jhes Tisch zurück machte und eine neue, selbstgefertigte schwarze Schürthege daranstellte, welche die Schäden ihrer Kleider verdecken sollte, ein paar armselige Vorkünder, Schulfeste, Weißthe und Heben dazu, da ergriff sie plötzlich mit heiserer Stimme, daß sie die Stellung in dem Konfessionsgeschäft nicht angenommen hatte.

Wie ganz anders hätte sie heute für ihr Kind sorgen, ihm den Tag zu einem Freudenfest machen können!

Ob sie nach dem Fest den Versuch machte, die Stelle noch offen zu finden?

Aber kann, daß sie den Gedanken wieder sah, sah sie auch schon die dreisten, zudringlichen Augen des Pächters wieder über ihr Gesicht und ihre Gestalt gehen, ja sie fühlte sie förmlich wie widerliche Berührungen. Nein — nein, das konnte nicht sein. Ihr Leben hingeben für Jhes, jede Stunde, jede Minute — aber in einer solchen Sphäre atmen, leben sollen — das konnte sie nicht.

Zu Beginn des Januar war wieder ein neuer Stoß Rechnungen eingegangen.

Eines Tages hatte sich zwischen die Rechnungen auch einmal ein Brief verirrt.

Der Bankgerichtspräsident von Gnyern, ein Bruder ihrer Mutter, meldete sich bei den kommenden Abend bei Alexandra an. Der viel beehrte Herr war zum Ordensfest geladen gewesen und gebachte sich danach noch ein paar Tage in Berlin aufzuhalten, ehe er wieder nach Königsberg zurückging.

„Die Miegier wird ihr herbeibringen“, dachte Alexandra. „Die liebe Familie will doch wissen, wie es bei einer fernhergekommenen Waisenkind aussieht.“

Als Alexandra ihrem Mann von dem bevorstehenden Besuch Mittheilung machte, bestand er darauf, einen Kameraden dazu zu laden, dem Bedachte zu geben er für durchaus nöthig befand.

„Nebenbei, was soll man den ganzen Abend mit dem feinen alten Herrn reden. Da Du doch einmal anfängliches Abendbrod geben muß, kommt es auf eins heraus.“

Alexandra hatte nicht widersprochen, obgleich sie genau wußte, daß es durchaus nicht auf eins herauskam.

Der Kamerad, den der Herr laden wollte, war ein verdröhnter Lebewmann. Sirt würde darauf bestehen, ihn angemessen zu bewirtheln, während für den sehr sparom gewöhnlichen Präsidenten, der dabei nicht anders als seinen Thee und farg belegte Butterbrotchen kannte, ein fergales Abendbrod durchaus ausreichend gewesen wäre. (Fortsetzung folgt.)

Welchen Werth hatte die grenzenlose Liebe zu ihrem Kinde, ihre, trotz entwidener Neigung, noch immer willig bereitete Opferfreudigkeit für den Gatten, wenn Liebe und Opferfreudigkeit sich nicht in Thatskraft umsetzen ließen, wenn sie nichts blieben als Gefühle, von denen Niemand satt oder geliebt wurde!

Schweren, fast schlappenden Ganges schlich die sonst so kräftige, energisch Aufstrebende, die breite, glänzend erleuchtete Straße entlang, in der das Versicherungsgedäude lag.

Überall geschäftig hastende Menschen, die ihrer Arbeit, ihrem Verdienst nachgingen. Auch Dürftigkeit und Armut fehlten nicht, aber sie hatten wenigstens den Muth, sich offen zu zeigen; sie schlichen nicht verheimlicht unter dem Schein des Wohllebens einher.

Alexandra fühlte sich verurtheilt, die arme Frau mit den elenden Kindern an der Hand um ihren freimüthigen Nothschrei: „Mich hungert, liebe Dame!“ zu beneiden.

Und dann schämte sie sich der Regierung. Wie viel hatte sie vor diesem armen Weibe voraus — vor Allen Gesundheit und — sie fühlte es nun wieder warm zum Herzen dringen — ungebrochenen Lebensmuth. Scheller wurde ihr Gang, straffer ihre Haltung. Sie wollte zu ihrem Kinde zurück, zu ihrem geliebten, gottlos gefunden Kinde! Bisher hatte es noch nicht zu hungern brauchen, die Kraft ihrer Mutterliebe würde es auch fernher davor bewahren. Nein, noch war es nicht Zeit zum Verzweifeln.

Und wieder begann Alexandra von Werth das alte Leben, das sie nun seit Monaten seit die Noth ihnen bis an den Hals geflogen war, führte. Um ihres Kindes willen mußte sie Arbeit, mußte sie Verdienst thun. Tagaus Tag ein Loos, sie an die Thüren von Wirthaus und Redaktionen, fühlte sie die Spalten der Zeitungen nach offenen Stellen, bot sie sich an den bestbezahlten Diensten an — Alles vergebens. Ueberall dieselbe Antwort: das Angebot ist größer als die Nachfrage, wir sind voll, überdies verlorst.

Man rief ihr eines Tages, es mit der Konfession, der Baden-Orange überhaut zu versuchen.

Sie hatte geglaubt, daß man sie an der Kasse oder — und das wäre ihr das Beste gewesen — als Buchhalterin im Kontor würde verwenden wollen — sie hatte sich getäuscht.

Ihrer schönen, eleganten, vornehmen Erscheinung hatte man sich als Schmuck für die Käufer bedienen wollen. Man machte der Baronin Werth ganz kalküllich den Antrag, „Probiermännchen“ in einem großen Mäntelgeschäft zu werden. Der Pächter des bedeutenden Kaufhauses war sehr entgegenkommend, ja mehr als das, überliebenswürdig gewesen. Die Aktiva täten endlich da zu sein, und